konkret

2003

Nr. 28, 2003/2004
€ 2,50
A € 2,90 /CH sfr 5,–

literatur

SCHREIBTISCH-TÄTER: REVANCHE FÜR 1945

Wie die deutsche Literatur den Krieg gewinnt

4 398013 802503

in Literatur konkret 2003

Editorial

Opa, erzähl vom Krieg von Magnus Klaue
Wie Deutschlands Enkel ihrer Großeltern gedenken – und welche Sprache sie dafür finden.

Nichts in Sicht von Georg Seeßlen
Die subjektlose Kriegsgeschichte. Denkwürdige Revisionen in den Erzählungen und Bildern vom deutschen Krieg.

»Paradies auf Erden« von Christel Dormagen
In literarischen Erinnerungen gibt sich die Kriegskindergeneration dem Vergnügen auch am Schäbigen und Tabuisierten hin.

Die Weltmacht zu Erlangen von Hermann L. Gremliza
Ein deutscher Wegweiser

Gekränkte Unterhosen von Joachim Rohloff
Wie deutsche Autoren den Amerikanern europäische »Traditionen ethischen politischen Handelns« beibringen wollen.

Groß im Leiden von Kurt Pätzold
Auch die Geschichte kennt ihre Zahltage. Gedanken zur fortlaufenden Debatte um den Bombenkrieg.

Schwert und Wiege von Magnus Klaue
Welche Rolle spielte der »Lebensborn e. V.« für die NS-Bevölkerungspolitik? Und warum werden die »Lebensborn-Kinder« heute so wortreich betrauert?

»Lösung der Tschechenfrage« von Erich Später
Die Sudetendeutschen wollen beweisen, daß sie auch bloß Opfer waren.

Offene Rechnungen von Tjark Kunstreich
Neue Bücher zur Entschädigung von NS-Zwangsarbeitern.

Exil im Exil von Werner Jung
Eine Lese neuer Veröffentlichungen aus der Emigration.

Normalität? von Jens Hoffmann
Salomon Korn: Die fragile Grundlage. Philo, Berlin/ Wien 2003, 193 Seiten, 22 EuroRezension

Familienzusammenführung von Frank Schäfer
Klaus Modick: Der kretische Gast. Eichborn, Frankfurt a. M. 2003, 457 Seiten, 24,90 EuroRezension

Onkel Adolf von Thomas Blum
Michael Degen: Blondi. List, München 2003, 465 Seiten, 8,95 Euroders.: Nicht alle waren Mörder. List, München 2002, 332 Seiten, 8,95 EuroRezension

Der Russ' von Marit Hofmann
Siegfried Lenz: Fundbüro. Hoffmann und Campe, Hamburg 2003, 338 Seiten, 21,90 EuroWladimir Kaminer: Mein deutsches Dschungelbuch. Manhattan, München 2003, 256 Seiten, 18 EuroRezension

Das Unsagbare von Jan Süselbeck

Axel Dunker: Die anwesende Abwesenheit. Wilhelm Fink, München, 333 Seiten, 34 EuroRezension

Der alte Mann und das Heer von Michel Raus

Peter Härtling: Leben lernen. Erinnerungen. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2003, 378 Seiten, 22,90 EuroRezension

Durchhalten von Roland Buhles

Martha Kent: Eine Porzellanscherbe im Graben. Scherz, Bern 2003, 416 Seiten, 19,90 Euro Rezension

Befreiungsdiskurs von Klaus Thörner

Michael Klundt/Samuel Salzborn u.a.: Erinnern, Verdrängen, Vergessen. NBKK, Giessen 2003, 180 Seiten, 10 EuroRezension

(Hi)story von Hermann Kant

Robert A. Caro: The Years of Lyndon Johnson, Vol. 3. Random House, London 2003, 1.182 Seiten, 34,80 EuroRezension

Dissidentens von Michael Rudolf

Claudia Rusch: Meine freie deutsche Jugend. S. Fischer, Frankfurt a. M., 160 Seiten, 14,90 EuroRezension

Literatur-Konkret 2003, S. 3

Editorial

Ein halbes Jahrhundert lang sahen die Deutschen sich verfemt und gaben sich zerknirscht: als Kriegstreiber und Kriegsverbrecher zweier Weltkriege. Im Krieg der USA gegen Saddam Hussein haben sie sich als echte Freunde des Friedens erwiesen, vom Minister bis hinab zum jüngsten Ministranten.

»Wir Deutsche wissen, was Krieg bedeutet«, hieß es auf den Podien und Kanzeln zwischen Leipzig und Köln. Wer denn verbrannte im angloamerikanischen Feuersturm über Dresden, wer ertrank, torpediert von sowjetischen U-Booten, in der eisigen Ostsee, wer wurde von tschechischen Totschlägern aus seiner Heimat vertrieben, von russischen Horden vergewaltigt? Na? Gut, daß wir Dichter und Denker haben, die spät, aber nicht zu spät, der Wahrheit eine Gasse bahnen.

LITERATUR KONKRET 2003 zieht eine Bilanz der literarischen Mühen, die Geschichte des 20. Jahrhunderts ins Deutsche zu übersetzen. Die Flut der Neuerscheinungen zum Thema war kaum zu bewältigen. Hier eine Auswahl von durchaus repräsentativen Titeln, die den Rezensenten nicht auch noch zuzumuten waren: Wolfgang Bönitz: *Feindliche Bomberverbände im Anflug. Zivilbevölkerung im Luftkrieg* (Aufbau); Dietmar Arnold/Reiner Janick u.a.: *Sirenen und gepackte Koffer. Bunkeralltag in Berlin* (Ch. Links); Nina Grontzki/Gerd Niewerth (Hg.): *Als die Steine Feuer fingen* (Klartext); Uwe Bahnsen/Kerstin von Stühmer: *Die Stadt, die sterben sollte. Hamburg im Bombenkrieg* (Convent); Christoph Kucklick: *Feuersturm. Der Bombenkrieg gegen Deutschland* (Ellert & Richter); *Als der Feuertod vom Himmel fiel* (Wartberg); Joachim Paschen: *Hurra, wir leben noch. Hamburg nach 1945*; Guido Knopp: *Die Gefangenen* (Bertelsmann); Wilhelm Langthaler/Werner Pirker: *Ami, go home*. (Promedia); Geiko Müller-Fahrenholz: *In göttlicher Mission. Warum George W. Bush die Welt erlösen will* (Knaur); Rüdiger Göbel (Hg.): *Bomben auf Bagdad – Nicht in unserem Namen!* (Kai Homilius).

Die Fotos im Innenteil stammen aus den Archiven des Deutschen Historischen Museums, Berlin, aus Hermann Claasens Bildband *Das Ende* (Rheinland Verlag) sowie aus dem Film »Soweit die Füße tragen«, den Georg Seeßlen in seinem Beitrag »Nichts in Sicht« (S. 8 ff.) als nationale Versöhnungslegende beschreibt und den auch heute noch Schulklassen zur Veranschaulichung des Geschichtsunterrichts vorgeführt bekommen. Daß das Gedenken an deutsche Kriegsopfer nicht bloß ein privates, sondern ein nationales Anliegen ist, zeigt das Titelbild: Gerhard Schröders Schreibtisch im Kanzleramt mit einem Foto seines Vaters in Wehrmachtsuniform.

Literatur-Konkret 2003, S. 4

Magnus Klaue

Opa, erzähl vom Krieg

Wie Deutschlands Enkel ihrer Großeltern gedenken – und welche Sprache sie dafür finden.

Seit einigen Jahren ist der autobiographische Stil auch außerhalb trivialer Genres wieder in Mode gekommen. Selbst dort, wo nicht in der Ich-Form erzählt wird, schleicht sich die Suggestion ein, das Berichtete sei Dokument realer Erlebnisse oder zumindest Widerspiegelung eines verbreiteten »Lebensgefühls«. Verhältnismäßig harmlos ist diese Ideologie der Unmittelbarkeit dort, wo sie, wie in den talentfreien Geschichtchen Judith Hermanns, lediglich dazu dient, einer Generation von gelangweilten Langweilern die Existenz zu veredeln. Beängstigend wird es, wenn die Rhetorik autobiographischer Betroffenheit auf schwererwiegende Sujets angewendet wird, auf die deutsche Geschichte zum Beispiel.

Ob sich historische Prozesse überhaupt adäquat anhand von Einzelschicksalen illustrieren lassen, mag man bezweifeln. Der realistische Roman, dem die bürgerliche Familie als Objekt zur Demonstration geschichtlicher Umbrüche diente, hat dieses Dilemma oft eher nur veranschaulicht als poetisch ausgetragen. Die moderne Literatur seit Entstehung der Avantgarde-Bewegungen um die Jahrhundertwende hat von derlei familiärer Poetik überhaupt Abschied genommen. Nach Kriegsende, als die Gruppe 47 in der Bundesrepublik neben ihrer moderaten Gesellschaftskritik einen moderaten Modernismus salonfähig machte, begann sich das zu ändern. In der Prosa von Walser, Andersch und Koeppen verband sich ein mitunter banaler historischer Realismus mit Versatzstücken der absurden Literatur und des Existentialismus. Das gemäßigt Moderne dieser Texte bestätigte eher die Liquidation des ästhetischen Erbes der Avantgarde durch die Nationalsozialisten, als daß die verschütteten Traditionen der Moderne für die Gegenwart fruchtbar gemacht worden wären. Insofern läßt sich der Hauptteil der in der jungen Bundesrepublik produzierten »Trümmerliteratur«, unabhängig von ihrer politischen Programmatik, der bloßen Form nach als reaktionär bezeichnen.

Macht man sich bewußt, wie dünn die Wurzeln gewesen sind, die die ästhetische Moderne nach 1945 in Deutschland schlagen konnte, verblüfft es nicht, daß Bücher, die sich heute mit jener Zeit befassen, an deren »Bewältigung« schon die Gruppe 47 gearbeitet hat, einem ähnlichen Reflex verfallen. Problematischer als ihre revisionistischen Untertöne ist das poetische Verfahren von Grass' Novelle *Im Krebsgang*, die in ihrer Konventionalität *Die Blechtrommel* als experimentelles Meisterwerk erscheinen läßt. Insofern ist der Hinweis, Arno Schmidt habe lange vor Grass die Geschichte der Vertriebenen zum literarischen Thema gemacht, verlogen. Kein ernstzunehmender Mensch würde behaupten, die Vertriebenen dürften kein »Thema« der Literatur sein; auch der alliierte Bombenkrieg kann selbstverständlich als Material ästhetischer Bearbeitung dienen. Diese freilich muß sich ihrem Gegenstand gewachsen zeigen. Indem Schmidt seine Geschichte der Vertriebenen nicht als Märtyrerlegende, sondern, unter anderem, als Geschichte der Verstümmelung von Sprache im Munde derer erzählte, die ihr Unrecht verdrängen, fand er eine dem Sujet adäquate Form. Grass dagegen geht es ganz ernsthaft um das Schicksal der namenlosen Durchschnittsnazis, die von der Geschichtsschreibung vergessen worden sind, obwohl sie doch Menschen waren wie wir alle. Will man beurteilen, was der gegenwärtige Boom an Literatur junger Autoren, die sich der in den Nationalsozialismus verstrickten Großelterngeneration widmen, über den Stand des ästhetischen Bewußtseins aussagt, sollte man das Spannungsverhältnis von literarischem Gegenstand und poetischer Formgebung im Auge behalten.

Vergangenheitsbewältigung als Event

Der 1974 geborene ehemalige »Jetzt«-Redakteur Christoph Amend führt bereits in den Kapitelüberschriften seines Buches *Morgen tanzt die ganze Welt* sein Verständnis von Geschichte vor: »Warum wir lieber über Nutella-Gläser diskutieren, als unsere Großeltern nach Hitler zu fragen«, »Warum ich nachts in einem Berliner Club einer Blondine beinahe ein Gespräch über den Irakkrieg aufdränge«, »Während mein Schulfreund Peter in den Krieg zieht, verweigere ich, der Partys wegen«. Wer die Ausbildung zum Töten ablehnt, um sich nachts die Birne zuknallen zu können, das Ambiente von Nightclubs als Ort politischer Debatten betrachtet und den braunen Mob mit braunem Brotaufstrich vergleicht, dem kann selbst Herbert Reinecker Geschichtsunterricht erteilen.

Am Erfinder von »Derrick« und »Der Kommissar«, bei dem Amend während seiner Reise zu prominenten »Zeitzeugen« Station macht, ist ein Philosoph verlorengegangen: »Wir sind gefangen in der Welt, in der wir leben«, klagt er. »Wir sind in einer Sturzbewegung. Die Welt gibt vor, zivilisiert zu sein, aber ist sie das auch in ihrem Innern?« Alles Wichtige über Reinecker wird mitgeteilt: »Er ist einer der erfolgreichsten Drehbuchautoren des deutschen Fernsehens seit Kriegsende.« Er hat eine Zeitschrift der Hitlerjugend betreut und »so gute Arbeit« geleistet, daß er Redakteur der HJ-Zeitung »Jungvolk« wurde. Er war Mitautor des Buches *Panzer nach vorn! – Panzermänner erzählen vom Feldzug in Polen*. Die »schönste, glücklichste Zeit« seines Lebens waren die Jahre von 1935 bis 1939. »Er war überzeugt davon, das Richtige zu tun. Er war Nationalsozialist.« In den Fünfzigern schrieb er den Bestseller *Kinder, Mütter und ein General*. Der barsche Ton, dessen sich »Der Kommissar« gegenüber Drogensüchtigen, Studenten und Hippie-Mädchen bedient, schöpft offenbar aus

Erfahrungen, die Reinecker bei der Waffen-SS gesammelt hat. Ein toller Typ also, mit dem man sich gern identifiziert: »Als Herbert Reinecker einmal in unserem Gespräch nach Berlin fragte, was denn los sei in der großen Stadt, worüber man spreche, in welche Lokale die jungen Leute heute gehen würden, da saß ich plötzlich meinem Spiegelbild gegenüber, einem gealterten natürlich. Er war ein junger Journalist, wie ich es heute bin, und er wollte etwas erreichen, machen, tun.«

Was die stilistische Armut angeht, kann Amend es schon jetzt mit Reinecker aufnehmen. Im Glück, das dieser erlebte, während seine jüdischen Mitbürger fliehen mußten, erkennt er das poppige Lebensgefühl seiner eigenen Generation: »Mit dem Kabrio sei er durch die Stadt gefahren, Kurfürstendamm, Unter den Linden, und er erinnert sich daran, wie er einmal an einem heißen Sommertag, die Haare flatterten im Wind, eine schöne Frau auf dem Beifahrersitz ..., dachte: Schöner kann dein Leben nicht mehr werden.« Das »farbige Reinecker-Berlin« muß Amend zufolge »das schwarzweiße Berlin aus den Geschichtsbüchern« ergänzen, will man dem »Lebensgefühl« der Großeltern-Generation gerecht werden.

Überhaupt bedauert Amend, nicht aus erster Hand zu wissen, was ein Faschist in den dreißiger Jahren empfunden hat: »Natürlich kenne ich die Fakten, aber ich kann mir nicht vorstellen, wie sich das Leben angefühlt hat, für die, die Karriere gemacht haben, die dabei waren.« Einen Nachklang jener Mischung aus Demenz, Ekstase und Machismo, wie sie die Erinnerungen Ernst Jüngers prägt, glaubt er in Berliner Promi-Clubs zu spüren, mit einem Glas Sekt auf Eis in der Hand, um sich herum Konsumenten der »Nummer-eins-Partydroge meiner Generation: Kokain«: »Wie würde Jünger wohl über den Abend im F.U.N. schreiben? Möglicherweise würde er sich in einer Zeitschleife fühlen und so seine Beobachtungen aus den Zwanzigern wie eine Folie unter das neue Berlin legen. Kann sein, daß er auch diesen Abend beschreiben würde wie die letzte Party auf der ›Titanic‹.« Kann auch sein, daß er heimgehen und sich seinen Insekten widmen würde.

Nach einem Gespräch mit seinem »Opa« hat Amend seine Reise zu den Großvätern angetreten, zu Richard von Weizsäcker, der ihm erklärt, was ein »Regiment« ist, zu Horst-Eberhard Richter, dem die Erinnerung an gefallene Soldaten Tränen in die Augen treibt, zu Joachim Fest, der ihn mit Hitlers Privatleben vertraut macht. Nicht historische Erfahrungen interessieren Amend, sondern deren Nutzwert zwecks narzißtischer Selbstbespiegelung: »Sicher, all das ist längst Geschichte, es liegt ja rund sechzig Jahre zurück. Und schon in der Schule langweilten wir uns, wenn uns unsere Lehrer jedes Mal aufs Neue weismachen wollten, daß für uns alleinig das Dritte Reich von Interesse sei.« Solch didaktisches Geschwätz kommt nicht an das Erlebnis heran, das man hat, wenn man den großen alten Männern gegenübersitzt: »Ich sitze all diesen Männern gegenüber, und natürlich denke ich, wie wenig ich bisher durchmachen mußte.« Auch der Krieg, den er wie eine Geliebte beschreibt (»Der Krieg ist erst vor ein paar Jahren in mein Leben getreten«), ist für ihn nur als ästhetischer Reiz interessant. Das Gefühl schaler Ereignislosigkeit treibt jene, die er »meine Generation« nennt, zu ihrer Art von Vergangenheitsbewältigung. Ihnen geht es weder um kritische Reflexion noch um bloße Verklärung des Vergangenen. Vielmehr sind ihnen die Erinnerungen an die Nazi-Jahre Anlaß zur Steigerung der eigenen Erlebnisfähigkeit. Sie konsumieren NS-Aufmärsche und Bombenhagel wie Nutella oder Kokain.

Himmelskörper, der neue Roman von Tanja Dückers, ist seiner vorgeblichen Sensibilität zum Trotz im Grunde nur eine Abart des Amendschen Egotrips. Erzählt wird er, vage autobiographisch grundiert, von Freia, einer jungen Meteorologin. Anlaß, sich der Aufarbeitung ihrer Familiengeschichte zu widmen, ist ihre Schwangerschaft. Endlich deutsche Mutter geworden, fühlt sie sich verpflichtet, der Wehrmachtsvergangenheit ihres Opas Mäxchen nachzuspüren, auf den Spuren ihres Lieblingsonkels Polen zu durchreisen und die dank der NSDAP ermöglichte »Flucht« ihrer Großeltern aus Westpreußen zu erforschen.

Abgesehen davon, daß die Annäherung an die »polnischen Wurzeln« der eigenen Familie zumindest zweideutig ist (man kann sie auch als private Rekolonisierung der ehemaligen Ostgebiete verstehen), depotenziert Dückers' Roman die nazistische Familiengeschichte der Protagonistin zum bloßen Material eines Selbstfindungsprozesses. Statt die Illusion des Privaten, die jede Familienbiographie umgibt, aufzubrechen und das Politische daran herauszuschälen, werden die Ereignisse der NS-Zeit zur Kulisse der eigenen Familiengeschichte gemacht, wie sie sich dem egozentrischen Interesse der werdenden Mutter darbietet. Auch Dückers glorifiziert und verharmlost nicht im eigentlichen Sinn. Aber indem sie das historische Material zum dramaturgischen Stoff trivialisiert, verrät sie dessen Wahrheitsgehalt. Das Erzählmuster der dunklen Familienvergangenheit, das sie durchspielt, ließe sich problemlos auf irgendeine DDR-Biographie übertragen, ohne daß der Plot verändert werden müßte. Der geschichtliche Horizont erweist sich als ebenso beliebig wie das Sortiment von Zitaten, das Dückers aus Texten osteuropäischer Autoren kompiliert hat. Die NS-Vergangenheit wird so zum Lokalkolorit verniedlicht, das eine ohnehin dröge Geschichte historisch-kritisch aufwerten soll.

Poetik der Unschärfe

Wenn Amend das Berlin der Nachwende-Zeit mit dem Berlin der zwanziger Jahre vergleicht, artikuliert sich darin nicht nur die Hoffnung auf historische Unschuld, sondern auch eine Drohung – was den »Goldenen Zwanzigern« folgte, könnte sich im 21. Jahrhundert, nach Reinwaschung der vereinten Nation, wiederholen. Die Angst vor der politischen Apokalypse, mit der Amends Buch kokettiert, stellt sich angesichts anderer Veröffentlichungen unbeabsichtigt ein. Auf dem Cover von Michael Zellers Roman *Die Reise nach Samosch* werfen zwei Menschen ihre langen Schatten über ein Feld, während sich

dunkle Wolken an einem spätsommerlichen Himmel zusammenballen. Man kann das Bild als Allegorie für die Wiederkehr deutscher Herrschaftsansprüche auf polnischem Terrain verstehen, und eben darum geht es, sentimental verbrämt, im Buch. Drei Generationen werden zwecks geschichtlicher Versöhnung zusammengeführt: Die Kriegsgeneration ist vertreten durch Hellmut Anschütz und die junge Erika, deren Liebe durch den Krieg zerstört wird. Anschütz wird nach Polen versetzt und durch seine Kriegserfahrungen, wie alle Deutschen, heillos »traumatisiert«. Nach Kriegsende heiratet er erneut und versucht, an seinem Adoptivsohn Hans seine zwar unvermeidlichen, aber doch schrecklichen Greueltaten aus Kriegszeiten gutzumachen. Hans' leiblicher Vater ist ein polnischer Künstler, dessen Existenz dem Sohn verschwiegen wird. Erst der Enkelgeneration gelingt die Reintegration des »polnischen Elements«. Der Anschütz-Enkel Sebastian durchreist auf der Spur seiner Vorfahren Polen und findet dort seine Liebe und sein Zuhause.

Zeller, dessen frühere Romane fast stets in Krakau gespielt haben und der in Breslau geboren ist, scheint sein Lebenswerk der Regermanisierung seiner Heimat gewidmet zu haben. Erika berichtet in ihrem Tagebuch, das den ersten Teil des Buches ausmacht, von den NS-Wochenschauen, die »fabelhaft« gewesen seien. Einen Wehrmachtsoldaten beschreibt sie, als hätte der Führer persönlich diktiert: »Er war groß und schlank, blond und hatte blaue Augen in einem schmalen Gesicht. Eines fiel mir besonders später auf, er war trotz seiner Jugend sehr ernst – ich möchte sagen, den anderen überlegen, was er sprach, war klar und hatte Sinn.« Natürlich ist das Figurenrede, aber da alle Figuren in Zellers Roman gleich reden, ist das keine Entschuldigung. Die Partys der 68er-Generation ähneln Burschenschaftstreffen: »Wir haben gebechert und gebabbelt ohne Ende und Kampflieder gesungen in den Studentenkneipen. Hoch die Tassen und die Internationale So-li-da-ri-tät. Und hinterher ging's ab mit der Uli in ihre Wohngemeinschaft. Was dann kam, hat mir am besten gefallen vom Klassenkampf, ehrlich gesagt.«

Zeller ist 1944 geboren, bei Adorno hat er nicht studiert. Wenn er die Studentenbewegung als Horde sich durch die Gegend vögelnder Halbstarker karikiert, klatschen die meisten seiner Altersgenossen gemeinsam mit der Generation Golf Applaus. Sobald es um erotische Leidenschaft geht, die natürlich von einer irgendwie hemmungslosen Polin entfacht wird, schwindet dem Erzähler die Sprache und dem Leser die Lust. Der folgende Witz jedoch ist bitterernst: Als der Erzähler seiner Beischlafgenossin sagen will, daß sie niedlich wie ein »Käfer« sei, sucht er im Lexikon und findet nicht den richtigen Begriff. Die Polin glaubt, sie sei ein »Insekt« für ihn, und dreht sich beleidigt zur Seite. Was hier als Anekdote zur deutsch-polnischen Verständigung präsentiert wird, enthält ungewollt die Wahrheit über Zellers Buch. Auch den geschichtlich unbelasteten Deutschen, die heute in Polen ihre Vergangenheit suchen, sind die Frauen dieses Landes »Käfer« – »Marienkäfer, Glückskäfer, Goldkäfer«. Früher hat man sie zerdrückt, heute liebkost man sie, Insekten aber bleiben sie: Kosename und Spottname sind, hier wie sonst, das gleiche.

Eine Reise in die Vergangenheit unternimmt auch Ulla Hahn in *Unscharfe Bilder*, doch während Zeller sich am hausbackenen Stil der Provinzchronik orientiert, beruft sich die »promovierte Germanistin« (Pressetext) auf ein Zitat Ludwig Wittgensteins: »Ist eine unscharfe Fotografie überhaupt ein Bild des Menschen? Ja, kann man ein unscharfes Bild immer mit Vorteil durch ein scharfes ersetzen? Ist das unscharfe nicht oft gerade das, was wir brauchen?« Selten ist die neue deutsche Unschuld mit solcher Offenheit dahergekommen. Wittgensteins erkenntnistheoretische Reflexionen werden zur Apologie politisch-moralischer Unschärfe mißbraucht.

Katja, die Protagonistin des Romans, hält das Betrachten der Bilder in der Ausstellung »Verbrechen im Osten« nicht aus, weil sie weiß, daß ihr Vater als Soldat in Rußland stationiert war. Die Verbrechen der Wehrmacht, die ihr die Schau vorführt, könnten sich als Bestandteil der eigenen Familiengeschichte erweisen. Sie bringt ihrem Vater den Ausstellungskatalog ins Altersheim und stellt ihn zur Rede. Doch seine Erzählungen vom Krieg geben den Bildern einen anderen Sinn. Für ihn sind sie Dokumente des Leidens deutscher Soldaten, er macht seine Tochter mit der entlastenden Ambivalenz alles Menschlichen vertraut: Auch im Krieg gab es Liebe, auch im Tod gab es Leben, auch die Russen waren manchmal nett und die Nazis fast immer. Daß man alles differenziert sehen müsse, wird zur Ausrede für die Verdrängung kollektiver Schuld. Ein Naturwissenschaftler belehrt Katjas Vater: »Recht behalten wollen ist das Gegenteil von Verstehen wollen. Ich bin sicher, was Sie da gerade mit Ihrer Tochter erleben, das ist nur im Kleinen, was wir oder unsere Kinder bald im Großen erfahren werden. Es wird auch wieder einen breiteren, einen gerechteren Blick auf uns Deutsche geben. Da werden dann auch die Erfahrungen der geschundenen deutschen Soldaten zu lesen und zu hören sein. Geduld ist der Humus des Fortschritts, Herr Musbach!«

Der Fehler der Neonazis ist ihre Ungeduld. Ihre Stunde wird kommen, wenn der Fortschritt, dessen Mühlen langsam mahlen, die braunen Ahnen weißgewaschen hat. Deshalb endet Hahns Roman mit Bedacht nicht versöhnlich; um die Versöhnung in der Zukunft zu ermöglichen, muß man sie sich in der Gegenwart versagen. Katja entdeckt die Verbrechen, die ihr Vater begangen hat, und sitzt ihm am Ende stumm gegenüber. Doch so groß ihre Distanz zu ihm ist, hat sie doch gelernt, sich ein Hintertürchen zum Verzeihen offenzuhalten: »Konnte jemand, der nicht dabei gewesen war, jemals den Vater verstehen? Begreifen? Blieb ihr nicht alles, was der Vater erzählte, nur Wissen, nur der Versuch einer Vorstellung?« Es ist das gleiche Argument, das Martin Walser gegen Ignatz Bubis vorgebracht hat: Der Jude hat dem Ex-Soldaten nichts zu sagen, denn er war »nicht dabei«. Daß die Deutschen Opfer waren, ist ihre ureigene, unwiderlegbare Erfahrung, daß sie

Massenmörder waren, ist »nur Wissen«. Das Prinzip der Unschärfe wird zur Grundlage privater wie offizieller Erinnerung erklärt.

Anders sprechen

Daß der Rückgriff auf persönliche Erfahrungen einer intelligenten Auseinandersetzung mit historischer Schuld nicht im Wege stehen muß, beweist der 1952 geborene Autor Stephan Wackwitz in *Ein unsichtbares Land*. Das Buch, in dem sich essayistische Reflexionen und alte Fotografien verschränken, versteht den Begriff des »Familienromans« nicht trivialästhetisch, sondern im Sinn der Psychoanalyse. Im »Familienroman« paaren sich für Freud Spuren autobiographischer Erfahrung mit Schichten des Unbewußten. Konsequent beginnt Wackwitz' Bericht mit einem Exkurs über Gespenster: »Im neunzehnten und noch bis weit ins zwanzigste Jahrhundert hinein hat es in der Gegend um die alte galizische Residenzstadt Auschwitz viel gespukt ... das Gruseln vor Doppelgängern, umgehenden Gestorbenen und Poltergeistern war noch zwischen den Weltkriegen so lebendig und alltäglich in der österreichisch-preußisch-polnischen Provinz wie die Sagenerinnerung an die Mongoleninvasion des dreizehnten und an die Schwedengreuel im siebzehnten Jahrhundert.« Wackwitz ist sich der Modi, in denen Geschichte erzählt werden kann, zu bewußt, um im Stil von Hahn oder Dückers Dokument, Autobiographie und Legende einfach zu vermischen. Er macht die unterschiedlichen Muster des Erzählens von Vergangenheit selbst zum Thema. Im Motiv der Gespenster verschränkt sich die Fiktionalität der Legende mit historischer Schuld: Geister sind Tote, die zwar beerdigt, aber nicht symbolisch begraben, sondern gleichsam nur verscharrt worden sind. Gerade die Verdrängung des von den Geistern Repräsentierten läßt sie erscheinen, um das an ihnen begangene Unrecht ins Bewußtsein zu rufen.

Auch Fotografien haben etwas Geisterhaftes. Ausgangspunkt von Wackwitz' Buch ist der Fund einer Kamera, die der Vater des Erzählers 1939 auf einem Schiff zwischen Argentinien und Angola einem britischen Offizier ausgehändigt hat und die nach jahrzehntelanger Irrfahrt zur Familie ihres Besitzers zurückkehrt. Bis 1933 war der Großvater Pfarrer in der Nähe von Auschwitz, danach wanderte er nach Afrika aus; der Zweite Weltkrieg verhinderte die Heimkehr. Das Befremden darüber, daß Auschwitz eine Geschichte hat, die weiter zurückreicht als bis zum Holocaust, daß hier ein Bevölkerungsgemisch gelebt hat, dessen Kultur ausgelöscht worden ist, durchzieht Wackwitz' Roman. Die historischen Fotos, die er in seinen Text montiert, suggerieren keine Nähe des Vergangenen, sondern markieren in ihrer Rätselhaftigkeit eine Distanz, die durch keine Einfühlung aufgehoben werden kann.

Die Tagebucherinnerungen seines Großvaters haben die gleiche Funktion. Der Mann, dessen Beziehung zum Enkel von »Schweigen« geprägt war, bleibt von ihm getrennt, ein gemeinsames Erinnern, das Garant eines versöhnten Familiengedächtnisses wäre, gibt es nicht. Freilich auch keine Abrechnung. Wackwitz schreibt aus einer Haltung des Staunens heraus und maßt sich nicht an, die Geschichte seiner Vorfahren abzukanzeln oder zu glorifizieren. Das Land der Heimat, das bei Zeller und Dückers neu erschlossen wird, bleibt ihm »unsichtbar«. Daß Wackwitz von *einem* und nicht von *dem* Land spricht, zeigt, was ihn von der Wichtigtuerei vieler Kollegen unterscheidet. Wenn er in der Diktion von RAF-Verlautbarungen die »Fichte-Tradition der Flammenrede, das prophetische Sprechen und die dazu gehörenden hochfahrenden Ansprüche auf Redezeit« wiedererkennt, artikuliert sich darin eine Aufmerksamkeit für das *Wie* des Sprechens über Geschichte, die selten geworden ist.

Das *Wie* des Erzählens steht auch im Zentrum von Reinhard Jirgls Roman *Die Unvollendeten*, der sich der »Vertreibung« der Sudetendeutschen 1945 widmet und die Angehörigen dreier Generationen einer Familie fokussiert. Schon die fast alberne Ähnlichkeit von deren Namen – die Großmutter heißt Johanna, die Enkelin Anna, die Töchter Maria und Hanna – zeigt, daß der Autor entgegen der Behauptung des Klappentextes kein »Chronist deutscher Alltagsgeschichte« ist. Jirgl, der Geschichte schon in seinen früheren Romanen als universalen Mordzusammenhang und Wiederholung des Immergleichen in Szene gesetzt hat, macht die Vertreter dreier unterschiedlicher Generationen zu Wiedergängern. Die Arno-Schmidt-Diktion, die der Autor hier wie sonst mit manchmal fast epigonaler Genauigkeit handhabt, macht jede Identifikation mit den Figuren vollends unmöglich. Die Kennzeichnung der Sudetendeutschen als »Deutschstämmige« erscheint bei Jirgl als kursiv gesetztes Zitat: »Die beiden Geschwister, Hanna u Maria mitsamt ihrer Mutter Johanna, gehörten zur *deutschstämmigen Bevölkerung im ehemaligen Sudetengau*; die Schallscherben von den Lautsprechern galten an diesem Morgen auch für !sie. Hanna, schon Mitte 40, um zehn Jahre älter als Maria, hieß, u genau wie ihre Mutter, Johanna. Anfänglich nur für Fremde zur Unterscheidung, später der Gewohnheit halber, behielt sie den Namen Hanna.«

Die Reduzierung von Individuen zu Nummern und Kürzeln wird bei Jirgl Bestandteil der Sprache, so sehr ist sie der Gesellschaft, die er beschreibt, zur zweiten Natur geworden. Die Kontinuität von Schrecken und Ödnis, die der Roman vom Vorkriegsdeutschland über das Dritte Reich bis zur DDR ausmacht, in der die Familie nach Kriegsende ihr Leben fristet, darf nicht als Nivellierung mißverstanden werden. Sie signalisiert, ähnlich wie die in Orthographie, Interpunktion und Syntax verstümmelte, lächerlich verdrehte Sprache, daß der Nazismus sich nicht auf die Phase seiner historischen Herrschaft reduzieren läßt, sondern die Individuen schon lange zuvor und noch lange danach geradezu körperlich geformt hat. Die Sprache selbst adaptiert den Tonfall des Befehles, des Anherrschens, der hysterischen Besessenheit noch in

harmlosen Alltagssituationen: »Im Dienstzimmer der Lyzeumsdirektorin eine verwesende Luft, von chemisch-kalkig schmeckender Süße. Diese, u etwas Bitterfaules auch wie Geruch aus schlechten Zähnen – .- Hanna, aufs schneidige He!REIN das Zimmer betretend, mußte unvermutet in solch Stick geratend würgen – rasch hielt sie die Hand vor den Mund, als sie die rechte gepackt gedrückt & geschüttelt fand.«

Unverständlich, wie Iris Radisch Jirgl in der »Zeit« eine neue Menschlichkeit und Volksnähe attestieren und der Verlag seinen Roman eine »Familiensaga« nennen kann. Sein Buch läßt sich so wenig wie das von Wackwitz auf ein »Thema« reduzieren. Es handelt davon, wie autoritäre Sprech- und Verhaltensweisen die Menschen bis ins Innerste prägen; ihr Geschichtsverständnis bleibt davon nicht unberührt, sondern ist von der gleichen Entstellung und Borniertheit geschlagen wie ihre Alltagsvernunft. Darin die einzig wahre deutsche Kontinuität zwischen den Generationen erkannt zu haben, macht Jirgls Leistung aus. Der Sprachverlust, von dem seine Kollegen geschlagen sind, wird bei ihm zum Gegenstand von Literatur.

Christoph Amend: *Morgen tanzt die ganze Welt. Die Jungen, die Alten, der Krieg.* Karl Blessing Verlag, München 2003, 224 Seiten, 20 Euro

Tanja Dückers: *Himmelskörper*. Aufbau, Berlin 2003, 320 Seiten, 16,90 Euro

Michael Zeller: *Die Reise nach Samosch.* Ars vivendi, Cadolzburg 2003, 257 Seiten, 17,90 Euro

Ulla Hahn: *Unscharfe Bilder*. DVA, München 2003, 256 Seiten, 18,90 Euro

Stephan Wackwitz: *Ein unsichtbares Land. Familienroman.* S. Fischer, Frankfurt a. M. 2003, 286 Seiten, 19,90 Euro

Reinhard Jirgl: *Die Unvollendeten*. Hanser, München 2003, 256 Seiten, 19,90 Euro

---

Magnus Klaue schrieb in KONKRET 8/03 über die Adorno-Rezeption in Deutschland

Literatur-Konkret 2003, S. 8

Georg Seeßlen

Nichts in Sicht

Die subjektlose Kriegsgeschichte. Denkwürdige Revisionen in den Erzählungen und Bildern vom deutschen Krieg.

Das Verschwinden des Subjekts im System

Als der Krieg vorbei und die Geschichte des Nationalsozialismus beendet war, so nachhaltig wie es den Siegern und den Nachgeborenen möglich schien, mußte aus dem Durcheinander der Empfindungen, Erinnerungen, Verdrängungen und Verleugnungen ein System werden. Geschichte. Obwohl eigentlich klar war, daß es sich um die Erzählung von Nicht-Erzählbarem handelte, setzte eine Produktion widersprüchlicher, gleichwohl systematischer Erzählungen in Kunst, Wissenschaft und populärer Kultur ein. Ohne Erzählen kein Weitermachen. Ganz pragmatisch auch, wie es im Sonderheft der Zeitschrift »Damals« zur Kriegsgefangenschaft über die Heimkehr heißt: »Der Integrationsprozeß schloß über sozialpolitische Maßnahmen hinaus auch Deutungsangebote der Erfahrung von Krieg, Gefangenschaft und Heimkehr ein.« Will sagen: Der Heimkehrer ward nicht nur mit warmer Suppe, sondern auch mit einer Geschichte empfangen. Das System dieser Erzählungen läßt sich als Reihe von Regeln und Abmachungen informeller Art beschreiben:

1. Die überlebenden Protagonisten verzichten auf die übliche heroische Überhöhung, revanchistische Umdeutung und die Mitleidsklage. Im Gegenzug verzichtet die Große Erzählung darauf, den Anteil der Schuld, des historischen Verbrechens in jeder einzelnen Vita zu verfolgen. Das Ergebnis war einerseits ein Verstummen und andrerseits eine abstrakte Erzählung des Verbrechens. Die Wirklichkeit der Opfer war bald nur noch über die Unwirklichkeit der Täter zu haben.

2. Die Größe der Verbrechen ist nicht zu beschreiben. Die Beschreibung selbst ist immer schon Blasphemie. Sie werden daher ins Metaphysische gespiegelt. Wenn die großen Protagonisten nun nichts anderes mehr sein können als wahnsinnige Ausführende eines überirdischen Bösen, so sind die kleinen Protagonisten dem großen Gericht letztlich gleichgültig. Sie benötigen nicht einmal eine Unschuldsbeteuerung. Sie gehören einer anderen Region der Wirklichkeit an.

3. Hitler und die Seinen verflüchtigen sich in eine olympische Bösartigkeit; verrückt gewordene Götter haben die Menschen verführt. Hitler ist Teil einer anderen Realität. »Nationalsozialistische Herrschaft« wird ein merkwürdiges, entferntes Phänomen. Es ist so transzendental, daß sich selbst die größten Bösewichte als schwerstes Verbrechen nur der »Kollaboration« schuldig machen. Ein diese Herrschaft und diese Verbrechen konstituierendes Subjekt gibt es nicht mehr. Dem, dem das Verbot des Erzählens in der ersten Person als kleine Buße auferlegt ist, erwächst daraus ein System der Entschuldung. Ich war im anderen.

4. Erzählt wurde also zwischen einer »Kollektivschuldthese«, von der Adorno sagte, daß sie aus demselben Geist wie der Faschismus entstünde, und einer radikalen Abstraktion. Schon die Nürnberger Prozesse waren in diesem System der gespaltenen Erzählung nicht mehr vollständig und schon gar nicht mehrheitlich »lesbar«.

Warum funktionierte dieses System eines so offensichtlich falschen Erzählens? Vielleicht weil es die Interessen beider Seiten befriedigte: Den Protagonisten war in ihm die subjektive Schuld genommen, den anderen schien es ausreichend, eine Wiederholung zu verhindern und ein Verschweigen der Verbrechen als solche zu vermeiden. So konnte die Ablehnung des Nationalsozialismus in der Gesellschaft gleichsam versenkt werden, ohne in ihr Innerstes vorzudringen.

Immerhin weiß man aus der Geschichte des Erzählens, daß das verschwundene Subjekt auf seine Wiederkehr lauert und daß ihm jede Maske recht ist. Wie sollten wir erklären, daß nur wenig mehr als zehn Jahre nach Kriegsende eine so rege Produktion von Kriegsliteratur und -filmen einsetzte, daß, wie Douglas Sirk bei einem Besuch in seinem Herkunftsland bemerkte, die Leute in ein Theaterstück wie »Des Teufels General« strömten, nicht um sich mit den Thesen des Stücks auseinanderzusetzen, sondern um endlich wieder ungestraft Nazi-Uniformen zu sehen, oder daß zyklisch ein Fieberanfall mit Nazibildern und Kriegserzählungen durch die Medien geht und nichts sehnlicher erwartet wird als des Führers echte Tagebücher? Nur als Ausdruck dieses Systems zum erzählenden Verschweigen und verschweigenden Erzählen.

Eine Geschichte ohne Subjekt

Wie also kann man Geschichte verstehen, mit der man doch irgendwie verbunden sein soll? In der Schule wurde einem dieser Zusammenhang ausgetrieben. Man darf dort nur lernen, was in sich den Beweis trägt, daß es nichts mit einem selbst zu tun hat. Diese teuflische Institution wurde die erste Verwalterin der postfaschistischen Textmaschine. Und trotzdem hat die Schule panische Angst davor, den Nationalsozialismus zu behandeln.

Es ist das alte Lied der Erinnerung: Wir haben Bilder, wir haben Erzählungen, wir haben Begriffe. Jedes für sich ist ein überschaubares System, das man auf seinen Wahrheitsgehalt untersuchen kann. Aber keines ist ausreichend, um zu Geschichte in einem Kopf zu werden. Und dann gibt es die Macht, die die Beziehungen dazwischen ordnet. 1942.

Beinstümpfe im russischen Winter. Isaacs Verschwinden aus der Ismanninger Straße. Führerbefehle. Tante Martha macht Marmelade.

Es sind doch wahre Geschichten, sagt der eine. Und die Begriffe sind wissenschaftlich abgesichert, jemand anderes. Und doch läßt sich eine perfekte Lügengeschichte daraus machen. Diese deutsche Lügengeschichte ist die Geschichte von Faschismus und Krieg, in der es kein Subjekt gibt.

Trümmersammlung des Subjekts

Verboten also schien die Oral history aus der Perspektive der Täter und ihrer Nachfolger. Aber damit kam paradoxerweise auch die Geschichte der Opfer in den Mißbrauch der Erzählmaschine. Aus den Zeugenaussagen wurden Gleichnisse, die Indizien zu Metaphern. Statt zwischen den Tätern und den Opfern vermittelte die Erzählung eher zwischen den Adressaten der Erzählung als »Deutungsangebot«: zwischen den Heimkehrern und den Dagebliebenen, den Gewinnern und den Verlierern des Wiederaufbaus. Was so entstand, mußte konsistenter und linearer erscheinen, als die Einzelteile vermuten lassen. So falsch dieses Erzählsystem auch sein mochte, so duldete es doch keinen Widerspruch. Aufschlußreicher noch als die Geschichte der in der Nachkriegszeit gedruckten Texte ist die Geschichte der nicht gedruckten und vergessenen Texte.

Das Verbrecherische im Krieg wucherte gewiß über die Fronten hinweg, aber es wurde an unterschiedlichen Stellen unterschiedlich begrenzt. Auch davon mußte die Kriegserzählung schweigen, so daß der Krieg seine Geschichtlichkeit selbst verlor und zum Masterplan des faschistischen Demiurgen wurde. Ein Endspiel wie in Jens Rehns damals gepriesenem *Nichts in Sicht*. Fragmente der Empfindungen zweier Soldaten, eines deutschen und eines alliierten, die gemeinsam auf einem Schlauchboot dem Tod entgegentreiben. Erst in diesem Jenseits, so scheint es, kann sich das Subjekt wieder finden, das Nichts zwischen sich und der Geschichte, und mit der Wirklichkeit nur verbunden durch die Erinnerung an ein Alltägliches, das sich in Deutschland und den USA nicht unterscheidet.

Mit der Geschichte an sich hat dieses Subjekt gebrochen. Es stirbt zwar, aber es ist auch entkommen. Die kleinen Erzählungen sind daher nicht konsistent. Sie müssen ins Allgemeine, um nicht als Metaphern mißverstanden und als Beleg mißbraucht zu werden. So wird das System des Erzählens zum Grab der Erzählungen. Die Oral history kann hier nur mißtrauisch verwaltet werden. Sehr zu Recht wird sie, man muß nun sagen: wurde, den Opfern zugestanden, den Tätern nicht. Aber dieser moralische Akt hat zur Konsequenz, daß sich die subjektlose Geschichte nur um so ungenierter verbreitet.

Und wo das Subjekt sich nicht in den Ozean davonmachen konnte, hatten wir einen Heimkehrer, der einen Verzweiflungsschrei in spätexpressionistischer Manier losließ. Wolfgang Borchert war der Heilige dieser Art, sein früher Tod gehörte vermutlich dazu, ihn zu »erlauben«. Aber war nicht bei ihm schon die Rolle des Opfers merkwürdig besetzt? Ein klagendes Subjekt, das vor allem seine Verlierer-Position hinausschreit. Borchert und Anne Frank. Vielleicht ein wenig von Heinrich Böll – das war die Erzählung des Krieges für die »Guten«. Und auf der anderen Seite die Kriegsfilme der Fünfziger und Sechziger, die Landserhefte und der Buch – , TV- und Kinohit *So weit die Füße tragen*.

Wie die Erzählung schien auch die Verwaltung der Bilder von Schüben der Schizophrenie bestimmt, die noch heute ihre Nachwirkungen haben. In den Illustrierten sah man endlose Strecken von Nazibildern. Aber es waren nicht »unsere« Bilder, es waren die Bilder der anderen. Klammheimlich konnten die Indizien zum Fetisch werden. Die Gesellschaft der Nachkriegs- und Wirtschaftswunderzeit traute sich selber nicht über den Weg. Zu Recht. Sie empfand sich selber als anfällig für die »Verführungen«, und sie achtete darauf, daß dies und jenes im »Giftschrank« blieb. Das Erzählverbot für die heroischen Lügner galt ebenso für die schonungslosen Selbstoffenbarer.

Eine dieser Erzählungen ist der nach dem eigenen Tagebuch entstandene romanhafte Text von Willi Reese, der ursprünglich »Abenteuer in Rußland« heißen sollte und damals von keinem Verlag angenommen wurde. Nicht daß er sensationelle Enthüllungen enthielte. Er ist eine Innenansicht des Krieges, die in die Erzählmuster nicht paßte. Es ist die Geschichte eines eher unsoldatischen Menschen, der den Krieg in seiner konkreten, beinahe hätte ich gesagt: alltäglichen Erscheinung beschreibt. Die Legende vom heroischen Landser im Osten ist da so schnell dahin wie die von der Unschuld der Wehrmacht. Auch die Vorstellung von »Kameradschaft« bleibt nicht. Es ist ein Überlebenskampf, bei dem man lernt, nicht genau zu schauen, zu welcher Seite die Leiche gehört, über die man geht. Und trotzdem wird dieser Mensch, dem schwärmerisches deutsches Bildungsgut den Sinn vernebelt, süchtig nach dem Krieg. Er akzeptiert seine Täterrolle. Das ist vielleicht nicht der Text, der die Erzählmaschine abschaltet, aber manchmal gerät sie da ins Stottern. Vielleicht deshalb hat man ihm den Originaltitel genommen. *Ich war mir selber fremd* heißt dieser Text nun. Das kommt zwar als Erfahrung im Text vor, aber als Programm scheint es noch einmal die subjektlose Geschichte bestätigen zu wollen. Wir können unsere Geschichte nur als Fremde schreiben.

Das Subjekt in der Tragödie der Pflicht

Zwischen Ende Oktober 1942 und der Abberufung des Militärbefehlshabers in Paris, Otto von Stülpnagel, der eine »tragische Person« (Ernst Jünger) in einer »epischen Tragödie« (Carl Friedrich von Weizsäcker) abgab, arbeitete Ernst Jünger an einer Chronik der Geiselerschießungen in Frankreich. Es ist, faszinierend und erschreckend in seiner Nüchternheit, eine Dokumentation der Nebenwidersprüche in diesem Krieg: Ein Konflikt zwischen Vertretern der deutschen Besatzung vor Ort und der Macht in Berlin um Zweck und Sinn der Repressalien, geführt mit Argumenten, bei denen man nie genau zu erkennen vermag, ob in ihnen die Menschlichkeit nur bürokratisch maskiert oder doch schon abhanden gekommen ist.

Aber in dieser Nüchternheit und in den Informationen der hervorragend dokumentierten »Geschichte« von »Jünger und den Geiseln« werden zwei Deutsche im Krieg sichtbar: Stülpnagel, kein »williger Vollstrecker«, aber einer, dessen Widerstandskraft enge Grenzen hatte, eine »tief veranlagte Persönlichkeit mit fast übertriebener Gewissenhaftigkeit«, wie sein Divisionskommandeur schon im Jahr 1928 notierte, ein Pflichtmensch, dem man in den Kriegsjahren bei der Ermüdung zusehen kann und sein Chronist, der Schriftsteller, der mit kalter Leidenschaft beobachtet. Zwei Gestalten, die man nicht ins Zentrum der historischen Täterschaft rücken kann, und die doch in ihrem peripheren Wirken symptomatisch sind für das Funktionieren des Nationalsozialismus. Auch das Militär wäre als Textmaschine zu entdecken, dessen Potential an Selbstdarstellung eben nur ausgeschöpft werden kann, wenn man das Subjekt bestehen läßt.

Das sich entziehende Subjekt

Im System der Erzählung durfte der Protagonist des Krieges weder als Täter identifiziert sein noch sich als Opfer einfordern. In Kriegsliteratur und -film wurde er daher als einer dargestellt, der sich in seiner Bewegung entzieht. Die Front wird ihm dabei zum Fluchtort, das Niemandsland zum existentiellen Erfahrungsraum und die Flucht aus dem Gefangenenlager zu jenem Abenteuer, das der Krieg selber nicht (mehr) sein darf. Als Nichtgreifbarer zwischen den Fronten war er sogar als Held zu rekonstruieren.

Diese Abstraktion reicht von *So weit die Füße tragen* bis zu *Nichts in Sicht*. Bücher, die derzeit ihre Wiederentdeckung erleben. Nostalgie kann dabei durchaus im Spiel sein. Man erinnert sich daran, wie damals eine »Geheimsprache« entstand: »Das ist er. Älter geworden. Sehr stark angegraut. Ein Gesicht ohne Lachen. Forell weiß um die Schicksalsschläge, die aus ihm einen herben, verschlossenen Mann gemacht haben.« Schicksalsschläge, die das Subjekt so beredt zum Verstummen brachten, daß sich die verstummten Subjekt-Massen um Sätze wie diesen gruppierten. Die biographische Rohmasse wird zur Universalformel, das deutsche Subjekt verkleidet sich als einer der »heroes with a thousend faces«: »Ein Welterfolg seit über 30 Jahren – in 15 Sprachen übersetzt.« In beiden Fällen geht es offensichtlich um eine Überhöhung des Erlebten. Und die Helden dieser beiden Bücher erleben ihre Geschichte dermaßen »existentiell«, daß man die Rollen oder den historischen Hintergrund nach Belieben tauschen könnte. Anders herum: Die Kleine Erzählung macht sich so unvergleichbar und zugleich so metaphorisch, daß sie die Erzählmaschine passieren. Und so kommt das verstummte Subjekt zu seinen Ansprüchen, zu Heroisierung und Mitleidsklage. Nur das Feindbild muß ins Vage verschoben werden. Das eine handelt von einer langen abenteuerlichen Flucht durch die Sowjetunion, heim, und davon, wie der Deutsche sich als einzelner adelt, im Pulp-Format. Die entsprechende Fernsehserie war in den Fünfzigern ein Straßenfeger. Es war eine nationale Versöhnungslegende.

Das weibliche Subjekt

Um der Falle zwischen Tat und Opfer zu entgehen, »verweiblichte« sich der Heimkehrer nur zu gern; in den Nachkriegsfilmen muß er seine Männlichkeit mit Hilfe des patenten deutschen Mädels rekonstruieren. Er macht sein Glück auf dem Land, vorzugsweise auf Reiterhöfen, wo er wenigstens seine Stiefel wieder anziehen kann, der Protagonist des Wirtschaftswunders in den Städten unterdessen ist ein infantiler, asexueller w*orkaholic*, der mit der Geschichte nichts mehr zu tun hat. Beide Formen der Verweiblichung und Rekonstruktion des deutschen Mannes funktionieren natürlich prächtig als Maskeraden des verbotenen »Opfer«-Ikons. In dieser Form kann man Schwäche als melodramatische Anzeige des Unterdrückten und die Verweiblichung als Anzeige des empfangenen Leides und der Ungerechtigkeit inszenieren. Die Flucht in die Verweiblichung und die Infantilisierung läßt den Gedanken an einen Prozeß gar nicht aufkommen, der diesem Subjekt und seiner Vergangenheit zu machen wäre.

Und die Frauen selbst? Im Genre sind sie die, die schon immer gegen den Krieg waren. Die Menschlichkeit einforderten. Die Juden halfen und sich in Zwangsarbeiter verliebten. Wie es wirklich zuging bei den Wehrmachtshelferinnen, das wäre eins der vielen *missing links*, wo die Bilder, die Erzählungen und die Begriffe noch rein gar nichts miteinander zu tun haben wollen. Das scheint so unverdächtig, daß man hier vorbehaltlos das Verbot der Oral history aufhebt. Rosemarie Killius hat Erzählungen zusammengestellt: *Frauen für die Front. Gespräche mit Wehrmachtshelferinnen*. Weibliche Schuld kommt in der subjektlosen Erzählung des Vernichtungskrieges nicht vor. Das war schon zu Hause so. Von der Schuld der Väter durfte man nicht sprechen. Die Schuld der Mütter, die durfte man nicht einmal denken. Sie bleibt auch hier verborgen.

Man wollte eben einmal nach Paris, und dafür kam die Aufgabe gerade recht. »Es gab doch vor 60 Jahren noch keine Strumpfhosen.« Untereinander verhielt man sich freundschaftlich, immer mitfühlend, nur der Naivität mag man sich zeihen. Juden hat man höchstens einmal gesehen und von allem erst später erfahren. Es ist nicht nachzuvollziehen, wie geschönt die Lebensberichte sind. Sie markieren aber entschieden ein Problem der Oral history als Quelle. Jede einzelne Geschichte läßt sich zurückführen auf die Elemente: Wir haben nichts gewußt, »man hat uns eingeimpft«, wir haben gar nicht wirklich dazugehört, und ich sowieso nicht. Es ist gleichsam ein inversives Subjekt, was hier konstruiert wird, das seine Geschichte rettet, indem es radikal eine Trennung des Innen vom Außen vollzieht.

Eine Erzählung ist so klug wie die Methode, mit der sie jemandem abverlangt wird. Man kommt der Wahrheit nicht näher, wenn man Protagonisten schwätzen läßt. Die Legende und die Bilder, so sie zur Verfügung sind, verbünden sich gegen die Begriffe, und wie bei den weittragenden Füßen und dem Nichts in Sicht sind wir wieder da, wo wir angefangen haben.

Das elektronisch wiedergefundene Subjekt

»Finden Sie mit dem ZDF Vermißte des Zweiten Weltkriegs! Fast 60 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg sind noch immer 1,4 Millionen deutsche Schicksale ungeklärt. In den meisten Fällen verlieren sich die Spuren in den letzten Schlachten, auf Gefangenentransporten und in den endlosen Lagern der Sowjetunion. Bei den Recherchen für eine neue ZDF-Reihe über deutsche Kriegsgefangene (von Guido Knopp; G. S.) stoßen die Autoren immer wieder auf bewegende Fälle – und auf Angehörige, die bis heute die Ungewißheit quält ... auf Grundlage neuerdings zugänglicher sowjetischer Aktenbestände konnten bereits einige Schicksale geklärt werden. Die ZDF-Suchaktion ›Die letzte Hoffnung‹ knüpft an diese Erfahrungen an. In Zusammenarbeit mit den etablierten Suchdiensten des Deutschen Roten Kreuzes, des Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. und der Deutschen Dienststelle in Berlin bietet das ZDF die Überprüfung ungeklärter Suchfälle anhand der neuesten Aktenlage an« (ZDF-Homepage, 2.7.03).

Mit dieser letzten Hoffnung kehrt das verschwundene Subjekt der deutschen Kriegsgeschichte in der Form der Reality Soap wieder; es ist nicht ein schamloses Format, es ist das Format der Schamlosigkeit.

Eine der eingegangenen Suchmeldungen: »Joachim Greiff sucht seinen Vater. Erwin Greiff, geboren am 18.05.1911 in Stettin, wurde 1940 einberufen. Er war Obergefreiter bei der 1. Kompanie. Nachrichten-Abteilung 258/258. Inf. Division. Seine Spur verliert sich im August 1944 in Rumänien ...« Das Reale und das Symbolische ist in diesen Gesten, die zu Erzählungen werden, nicht auseinanderzuhalten. Hier entsteht eine neue Erzählmaschine, die das verschwundene Subjekt der Kriegsgeschichte unter dem vollständigen sentimentalen Ausschluß der Opfer rekonstruiert. Aber kann man das noch kritisieren? Ist das verschwundene Subjekt nicht längst sowohl in die Macht als auch ins Sentiment eingelassen? Die deutsche Geschichte muß, auch in ihrer Mikrostruktur, ihr verlorenes Subjekt wieder finden, wenn die Erzählmaschine nicht perfekt und leer weiterlaufen soll. Schleichend sind die Erzähl- und Bildtabus gefallen, aber es gibt keine Verantwortlichen mehr. Jetzt will nur noch der Markt die Nazibilder. Die globalisierte Erzählmaschine frißt auch die subjektlose deutsche Kriegsgeschichte.

Der alte Pakt kann nicht mehr funktionieren: Ihr erzählt nicht eure Lügengeschichten vom Krieg, wir lassen die Bilder im Schrank, und dann tun wir so, als würde uns alle dies nur als abstrakte Wissenschaft angehen. Wen gibt es noch, dem man dieses falsche Reden verbieten könnte? Die falschen Erzählungen und Bilder sind in Umlauf, nicht einmal über die Begriffe konnte eine Gesellschaft die Kontrolle bewahren, die ihre Geschichte nur als Ware und Medienspektakel wieder entdecken kann.

Josef Martin Bauer: *So weit die Füße tragen*. Film (Cascadeur Filmproduktion) und Buch (Lübbe, Bergisch Gladbach, 1955 und 2001, 478 Seiten, 9 Euro)

Sven Olav Berggötz: »Eine Denkschrift von Ernst Jünger über die Geiselerschießungen in Frankreich 1941/42.« In: »Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte« 3/03 (Oldenbourg Verlag)

Frank Biess: »Heimkehr nach Ost- und Westdeutschland«. In: »Damals« 8/03 (DVA)

Rosemarie Killius: *Frauen an die Front. Gespräche mit Wehrmachtshelferinnen*. Militzke, Leipzig 2003, 224 Seiten, 19,90 Euro

Jens Rehn: *Nichts in Sicht*. Schöffling & Co., Frankfurt a. M. 2003, 161 Seiten, 18,90 Euro

Willy Peter Reese: *Mir selber etwas fremd. Die Unmenschlichkeit des Krieges, Rußland 1941-44*. Claasen, München 2003, 288 Seiten, 21 Euro

Guido Knopp: *Die Gefangenen.* C. Bertelsmann**,** München 2003, 461 Seiten, 24,90 Euro

Georg Seeßlen hat gerade das Buch »Martin Scorsese« (Schüren Verlag) veröffentlicht

Literatur-Konkret 2003, S. 12

Christel Dormagen

»Paradies auf Erden«

In literarischen Erinnerungen gibt sich die Kriegskindergeneration dem Vergnügen auch am Schäbigen und Tabuisierten hin.

Nie hätte ich gedacht, daß ich jemals Rittergutserinnerungen lesen würde. Aber auch das ist offenbar eine Folge des Mauerumfalls und der damit einhergehenden ideologischen Wende. Worüber mancher Alt-Deutsche sich bis dato aus bekannten Gründen nicht zu beklagen wagte, das wird jetzt sehr aggressiv öffentlich verhandelt. Die Stichworte lauten: Flucht und Vertreibung, Vergewaltigung durch russische Soldaten, »Gustloff«, Dresden-Bombardierung etc. Und in diese Reihe gehört auch das Thema »Glück und Elend der Kriegskindergeneration«. Vier deutsche, nichtjüdische Erinnerungsbücher resp. Romane habe ich dazu gelesen und war einigermaßen erschüttert. Jedoch anders als gedacht.

Drei Frauen der Jahrgänge 1931 und 1932 erzählen – einmal direkt autobiographisch und zweimal nur leicht romanhaft verkappt – , wie es damals war; und ein Mann, Jahrgang 1940, geht auf Spurensuche nach seinem mit 19 Jahren gefallenen älteren Bruder. Alle vier Bücher sind in Ichform geschrieben. Nun kann man, siehe oben, als Deutscher Biographisches, das u.a. in die Nazizeit fällt, auch heute nicht einfach so, naiv-unschuldig, erzählen. Aus der ethischen Falle – wie habt ihr euch verhalten, was habt ihr gewußt? – winden sich alle drei Frauen mit einem erzähltechnischen Trick. Zwei tun so, als wären sie noch das kleine Mädchen von damals, und eine kehrt die Großmutter heraus, die sie auch ist, und richtet sich im Großmutterton mit ihren Geschichten aus der eigenen Kindheit vorgeblich nur an ihre Enkel.

Aber wieso wollen die vier Personen, wenn das Thema doch so heikel, der Boden so glitschig ist, überhaupt von damals sprechen? Erstens, weil man im Alter sowieso schrecklich gern Geschichten aus der Jugend erzählt, zweitens, weil der Boden so glitschig nicht mehr ist und man heute endlich laut sagen darf, daß man im Krieg ganz schön was mitgemacht hat, und drittens – so war es bisher – , weil man im nachhinein Rechenschaft ablegen möchte oder etwas zu begreifen versucht. Das tut aber nur einer der vier, der Schriftsteller Uwe Timm, der verstehen will, warum sein 16 Jahre älterer Bruder sich mit 18 freiwillig zur SS meldet und Panzerpionier der Totenkopfdivision wird.

Was mich unter diesen Voraussetzungen am meisten interessierte, ist der vorgetäuschte Kinderblick auf die Nazizeit. Am glattesten rutscht der »Ritterroman« drüber weg, da die Naziherrschaft, scheint's, kaum bis zum Rittergut Pätzig in der ostelbischen »Neumark« reichte. Werburg Doerr, geb. von Wedemeyer, möchte die Erinnerung an die verlorene Heimat wachhalten und schildert in einem altbacken-putzigen ad-usum-delphini-Ton Geschichten von sieben spartanisch erzogenen, aber glücklichen Kindern, einer tüchtigen Mutter, einem vergötterten Vater (»Es gibt in Pätzig nur zwei Dinge, die wirklich zählen: daß wir Gott achten und daß Vater stolz auf uns ist«), von den geliebten Pferden, dem preußisch-aufrecht ertragenen Kriegstod von Vater und einem Bruder, von der Flucht ... Irgendwann fällt zitatweise tatsächlich auch der Satz: »Herr Rittmeister, es ist vorgefahren.« Neben ein paar deftigen anderen, wie: »Nach der Bouillon erhebt sich Vater und hält eine Rede auf König und Vaterland.« Oder: »›Es gibt drei Dinge, die man nicht verleiht‹, sagt Vater, ›sein Pferd, seine Frau und seine Zahnbürste!‹« Auf daß die Enkel der Omaerzählerin auch zu Männern reifen! Aber die Enkelinnen – was mögen die denken, zumal bei der Reihenfolge!

Apropos Pferde, in dem Zusammenhang taucht ein einziges Mal das Wort Jude auf: Man kaufte die Tiere beim »Pferdejuden«, und das bedarf, denkt die Rittmeisterstochter, einer Erklärung: »Nun weißt du (sie redet die Enkel schrecklicherweise direkt und im Singular an; C. D.), da du Jahrzehnte später lebst und deine Eltern dir davon erzählt haben, daß wir Deutschen grausam mit den Juden und auch mit den ›Zigeunern‹ umgegangen sind.« Und weiter, nachdem sie erwähnt hat, daß der Pferdejude die Pferde zwecks Verkauf schönredet: »Heute, mehr als ein halbes Jahrhundert später, ist mir wichtig, daß du verstehst, daß dieser Mann und viele seinesgleichen in solche Berufe ausgewichen sind, weil ihnen andere Erwerbsquellen versperrt und sich Nichtjuden für Gewerbe wie den Pferdehandel zu schade waren.«

Dieser Passus fällt so absurd aus dem Ganzen heraus, daß er sich wohl einem nachträglich schlechten Gewissen oder einem pädagogischen Hinweis des Lektorats verdankt. Richtig vertrackt in seiner ausgeglitschten (Un-)Schuldbekenntnislogik ist schließlich der letzte Satz des Doerr-Buchs: »Als es klar wurde, daß wir mit Pätzig einen Teil des Preises für die Verbrechen Deutschlands im Zweiten Weltkrieg bezahlen mußten, schien es uns, als schlössen sich die Pforten zu Arkadien, dem Paradies auf Erden.«

Die beiden anderen Autorinnen, Irmtraud Balz und Draginja Dorpat, lassen dagegen junge Mädchen sprechen. Und beide Male ist der künstliche Kinderton häufig schon in der Wortwahl unglaubwürdig, von der Wiedergabe ellenlanger Gespräche oder komplizierter Gedanken ganz zu schweigen. Aber er ist eben sehr praktisch, wenn sich z.B. menschliches Handeln dadurch ins Märchenhaft-Naturkatastrophische verschwiemeln läßt: »Der Krieg schert sich nicht um private Belange, er gehorcht seinen eigenen Gesetzen, knüpft das Netz immer enger um das Tausendjährige Reich« (Balz). Balz erzählt die Geschichte einer sozusagen unspektakulär normal anständigen Familie: Der Lehrervater wird vom Nazidirektor schikaniert, die Mutter steht in der Straßenbahn für eine alte Jüdin auf. Beim Zeitungslesen über den Warschauer Ghettoaufstand sagt sie: »Vierzehn Tage dauert das jetzt schon und immer noch kein Ende. Mich hat sowieso gewundert,

warum die Juden sich das alles gefallen lassen.« Als die Familie gegen Kriegsende jedoch wieder ins eigene Haus zurückwill, wo inzwischen Fremde einquartiert sind, empört die Mutter sich ebenso selbstverständlich beim Bürgermeister: »Es muß sich doch feststellen lassen, warum man mich derart behandelt. Schließlich bin ich keine Jüdin. Mein Mann hat diesem Staat jahrelang treu gedient, wir sind anständige Bürger.«

Nach Goebbels' Die-Juden-sind-unser-Unglück-Rede wiederum, erzählt die Tochter, habe der Vater gemeint, »es gäbe gar nicht so viele Juden in Deutschland, und an den fast siebzig Millionen der Gesamtbevölkerung gemessen sei diese halbe Million eine verschwindend kleine Zahl ... So wenig, sage ich enttäuscht, und darum das ganze Geschrei. Ja, seufzt Vater, weil wir gerne andere für unser eigenes Versagen verantwortlich machen ... Du redest uns noch um Kopf und Kragen, bis wir dorthin kommen, wo der Eisenkrämer schon ist und der Pfarrer Niemöller«, sagt die Mutter, »denn der ist jetzt auch im Lager.« Das Schöne am Kindermund ist, daß diese und ähnliche Sätze und Szenen, die in ihrer Konkretheit natürlich gefinkelt sind, einerseits trotzdem wahr sind und andererseits aus vorgeblichen Authentizitätsgründen nicht kommentiert oder gerechtfertigt werden müssen. Hängen bleibt jedenfalls: Man hatte viel Unrecht und Leid zu ertragen, Schuld an dem ganzen Elend hatte Hitler (»wohin will dieser Wahnsinnige uns noch bringen«), und man mußte sehen, wie man sich wegduckte, durchschlug und weiterbrachte.

Unangenehmer noch ist das Buch von Dorpat, das vor allem eine Nachkriegsgeschichte ist, die bis 1952 reicht. Auch da ist der Vater in der Nazizeit Lehrer, aber gleichzeitig »Propagandaleiter der Ortsgruppe der Partei und neuernannter Volkssturmkommandant«. Das icherzählende Mädchen ist bei Kriegsende 13 Jahre und in der Begeisterung für Führer, Volk und Vaterland aufgewachsen, stellt sich dann schnell um – »wie ist das Leben schön ... ich habe keine Pflichten mehr, der Führer ist tot und schon vergessen, die Hitlerjugend ist tot und fast vergessen, die Angst vorm Feind ist weg ... Geblieben ist das Leben ... Das genügt.« Wenn da nicht eine Altlast wäre, der Vater. Wieder geht es um die Rückkehr ins eigene Haus. Es gehört inzwischen der Bank, und die verweigert den Zutritt, was das Mädchen empört: »Was haben wir verbrochen? Doch gar nichts! Alles bloß wegen Papa? Wegen der paar Reden auf dem Schloßplatz? Und im Ochsen und im Saalbau ... Papa hat niemanden umgebracht ... Unser Vater war ein kleiner Redner in einer kleinen Ortsgruppe in einem kleinen Dorf, weiter nichts!« Begreiflicherweise drückt der Vater sich lange vor dem Entnazifizierungsantrag, obwohl er vorher nicht wieder unterrichten darf. »So aber leben wir im Elend – und Papa ist schuld«, findet die Tochter. Als er schließlich als »minderbelastet« eingestuft wird, macht sie ihm klar, daß er doch nur die »drittniedrigste Stufe« gekriegt habe. Und weiter heißt es aus Tochtermund: »Leider hat der böse Spruch böse Folgen.« Geldstrafe, Anwaltskosten Berufssperrfrist ... Es geht der Familie immer noch schlecht.

Übel an dem Buch ist, daß Dorpat das Mädchen benutzt, um ein vages, nicht so recht greifbares Ressentiment loszuwerden, ohne daß sie selber dafür belangt werden könnte. Das Mädchen erzählt halt, was sie erlebt und was die Leute so sagen. Und die sprechen vom »Kazett der Amerikaner«, wenn sie die Nachkriegsinternierungslager für deutsche Nazis meinen; sie sagen über die Urteile im Nürnberger Prozeß, das sei »Nationalsozialismus mit umgekehrten Vorzeichen«; sie sagen: »Die Luftangriffe auf deutsche Städte waren auch Kriegsverbrechen«; und sie sagen: »Tausende von Kriegsgefangenen werden festgehalten.« Gegenmeinungen kommen nicht vor.

Auf Seite 311 von 331 Seiten taucht dann zum ersten Mal das Wort »jüdisch« auf: »In unserem Dorf gab es keine Synagoge und keinen jüdischen Kaufmann, auch keinen jüdischen Viehhändler. In unserem Dorf wurden keine Scheiben eingeschlagen, kein Haus wurde in Brand gesteckt ... Von Grausamkeiten und Verbrechen erfuhren wir nichts.« (Daß der Verlag mit eben diesem Zitat wirbt, sagt viel über schlechtes Gewissen und Verlogenheit.) An anderer Stelle erzählt das Mädchen, wie die Deutschlehrerin im Nachkriegsunterricht pflichtgemäß über die »Opfer des Faschismus« spricht und die Schülerinnen nicht begreifen, wovon überhaupt die Rede ist, was wiederum Schuld der Lehrerin ist. In einer späteren Auseinandersetzung mit dem inzwischen verachteten Vater, der in ihrer Kindheit immerhin gleich nach dem »Führer« kam, sagt der, er habe doch nur den Versailler »Vernichtungsfrieden« aufheben wollen, und Hitler sei eine Folge von Versailles: Jene Schurkerei habe nach einem Schurken geschrien. Worauf das Mädchen eingewandt haben will: »Das erklärt noch nicht den Rassenwahn, das begründet keinen Ausrottungswahn, keinen Unterwerfungswahn, das erklärt nicht im geringsten die wahnwitzigen Verbrechen der Hitlerherrschaft. Mein Vater ist vorausgeeilt und hört mich nicht.« Diese plötzliche Einsicht ist dermaßen wischiwaschi-abstrakt und allgemein, so hinten angeklebt, daß sie wie die nachträgliche eigenhändige Persilscheinverleihung wirkt und ebenso unglaubwürdig wie der allerletzte Nachsatz des Buchs: »Das Wort Auschwitz lernte ich in den sechziger Jahren, als die Prozesse in Frankfurt begannen. Da erst hörte ich von Auschwitz und Treblinka, von Majdanek und Buchenwald und Sachsenhausen und Flossenbürg ... Und das Wort Auschwitz begann in meinen Ohren zu dröhnen und will nicht aufhören zu dröhnen.« Wenn das stimmte, wenn es wirklich dröhnen würde, hätte Dorpat dieses Buch nicht geschrieben.

Die nachklappende Erkenntnis weckt genau wie bei Doerr den Verdacht, es handle sich um einen Schachzug, der doppelten Schreib- und Lesegewinn ermöglicht. Man darf sich ungehemmt dem Vergnügen hingeben, alles, auch das Schäbige und Tabuisierte, haarklein zu erzählen, und also auch dem Vergnügen, im Lesen all das nachzuerleben und wiederzuerkennen, und man darf leiden, lesend und schreibend, weil man durch den Ablaß eines vorgefertigten Schuldbekenntnisses immer auf der richtigen Seite ist.

Ganz anders Uwe Timm. Er hat es nicht nötig, sich hinter einer Kindermaske zu verstecken, da er ausdrücklich und mit all dem angesammelten Wissen von über 50 Nachnazijahren verstehen will, wie es dazu kommen konnte, daß sein 1924 geborener, 16 Jahre älterer Bruder, an den er sich kaum erinnern kann, mit 18 Jahren freiwillig zur SS-Totenkopfdivision geht. Ein unausgesprochenes Motiv mag auch der Schrecken darüber gewesen sein, daß er selber ohne die Gnade der späten Geburt dieser Bruder hätte sein können. Da der mit 19 gefallene Bruder die Familiengeschichte als Heldenikone dominiert, wagt Timm erst nach dem Tod seiner Eltern, die keine Nazis, sondern mitlaufende Untertanen waren, am Heiligen zu rütteln. Aus versprengten Erinnerungsbruchstücken, eigenen Reflektionen, Träumen, Auszügen aus Briefen, den Lebensgeschichten von Vater und Mutter entsteht nach und nach nicht nur ein Familien-, sondern auch ein zeitgeschichtliches Sittenbild, dem sowohl der junge SS-Mann als auch der spätere linke Autor entsteigen.

Besondere Aufmerksamkeit widmet Timm den verräterischen sprachlichen Floskeln, mit denen die Eltern, ohne daß er gefragt hätte, über die Nazizeit und vom Bruder zu erzählen pflegten. Gelegentlich klingt das fast wie ein Kommentar zu den oben besprochenen Büchern: »Die formelhafte Zusammenfassung der Eltern für das Geschehen war der *Schicksalsschlag*, ein Schicksal, worauf man persönlich keinen Einfluß hatte nehmen können. *Den Jungen verloren und das Heim*, das war einer der Sätze, mit denen man sich aus dem Nachdenken über die Gründe entzog. Man glaubte mit diesem Leid seinen Teil an der allgemeinen Sühne geleistet zu haben. *Fürchterlich* war eben alles, schon weil man selbst *Opfer* geworden war, Opfer eines unerklärlichen kollektiven Schicksals.«

Besser läßt sich kaum sagen, wie man sich über die Glorifizierung des eigenen Leidens Entlastung erschlich. Und so löst Timms Buch tatsächlich ein, was sein Titel *Am Beispiel meines Bruders* verspricht: Es leistet auf beispielhafte Weise Aufklärung, auch wenn der Bruder selber eine Schattengestalt bleibt. Denn nicht einmal dessen erhalten gebliebenes kurzes Feldtagebuch gibt wirklich Aufschluß – weder über seine innere Befindlichkeit noch über reale Kriegshandlungen. Von Erschießungen oder Vergeltungsaktionen ist dort nie die Rede, und das Wort »Jude« taucht ohnehin nicht auf. Kaum einen Monat vor seinem Tod schreibt er allerdings: »Hiermit schließe ich mein Tagebuch, da ich für unsinnig halte, über so grausame Dinge wie sie manchmal geschehen, Buch zu führen.« Da ist sie wieder, jene »Schicksalisierung«, durch die Täter, Taten und Opfer verschwinden und nur noch das herrenlos Schreckliche übrigbleibt.

Man verstummt, sieht weg, leugnet. Nur Kinder verfügen noch nicht über diese Selbstschutzfähigkeiten. Und wenn sie spielen, dann spiegeln sie immer auch in Variationen das wider, was in ihrer Lebenswirklichkeit geschieht. Auf diese Weise können Kinder manchmal die unbestechlichsten Wahrheitssprecher sein: »Eine Frau hat uns beobachtet und zischt mir zu: ›Ihr bringt noch eure ganze Familie ins KZ.‹ Was das heißt, versteht jeder. Es gibt ein Kinderspiel, das heißt KZ. Man spielt es nur, wenn man mit wenigen Kindern ist, die man gut kennt. Man baut aus Steinchen eine kleine Umzäunung. Dann fängt man Ameisen. Sie dürfen beim Einfangen ein bißchen beschädigt werden, damit sie nicht mehr so schnell sind. Dann kommen sie alle auf einmal in die Umzäunung. Die Ameisen, die über die Umzäunung klettern und wegrennen, werden ›auf der Flucht erschossen‹. ›Auf der Flucht erschossen‹ ist, wenn man von oben Steine auf sie fallen läßt, bis sie tot sind. Manche brauchen lange, bis sie tot sind. Manchmal wird auch mit einem Brennglas gearbeitet. Ich habe auch einmal mit dem Brennglas gearbeitet. Ich habe es dann nie wieder getan. Zuletzt werden die invaliden Ameisen, die aus der Umzäunung nicht mehr rausgekommen sind, getötet.«

Geschrieben hat das der 1937 geborene Kai v. Drigalski, und es steht in einer kleinen, selbstverlegten Broschüre mit dem Titel »Das geheime Curriculum«, einer Protestschrift von ehemaligen Schülern des Philippinum in Marburg gegen die offizielle Festschrift zum 475jährigen Jubiläum ihrer Schule. In ihren Erinnerungstexten nehmen sie jenes immer noch kritiklos hochgehaltene humanistische Bildungsideal auseinander, das damals von ihren Lehrern so bruchlos in den Nationalsozialismus über- und daraus wieder rückgeführt wurde.

Werburg Doerr: *Flieg, Maikäfer. Eine Kindheit jenseits der Oder.* Hoffmann & Campe, Hamburg 2003, 318 Seiten, 21,90 Euro

Irmtraud Balz: *Für einen Augenblick wachsen uns Flügel. Eine Kindheit 1933-1945.* Kiepenheuer & Witsch, Köln 2002, 367 Seiten, 19,90 Euro

Draginja Dorpat: *Und zu Küssen kam es kaum.* Klöpfer & Meyer, Tübingen 2003, 330 Seiten, 22,40 Euro

Uwe Timm: *Am Beispiel meines Bruders*. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2003, 158 Seiten, 16,90 Euro

»Das geheime Curriculum«. Edition Whistleblower, Sandweg 34, 35037 Marburg. whistleblower@web.de

Weitere Literatur zum Thema:

Hilke Lorenz: *Kriegskinder. Das Schicksal einer Generation*. List, München 2003, 272 Seiten, 21 Euro

Hartmut Radebold (Hg.): »Kindheiten im Zweiten Weltkrieg und ihre Folgen.« »Psychosozial« Nr. 92/2003

Christel Dormagen schrieb in KONKRET 5/03 über Maxim Billers verbotenen Roman »Esra«

Literatur-Konkret 2003, S. 15

Hermann L. Gremliza

Die Weltmacht zu Erlangen

Ein deutscher Wegweiser

Seit gestern gehört uns Deutschland und heute Europa, wie wir aber an die ganze Welt kommen, darüber müssen wir noch reden. Daß man damit seine Zeit, die doch nur vom Geschäft abgeht, nicht selber vertut, hat man seine Leute. Wozu denn gibt es, beispielsweise, eine Universität ausgerechnet in dem für nichts als Namenswitze prädestinierten Erlangen, und dort einen Lehrstuhl für Neuere Geschichte. Der war zur Zeit des Kanzlers Helmut Kohl besetzt mit dem Professor Michael Stürmer, der in Leitartikeln der »FAZ« dem Kanzler durch Lob und sanften Tadel dessen, was er tat, Mitteilung machte, was er zu tun hatte. Wenn Bismarck, der Eiserne Kanzler, gemeint hatte, man solle nur immer darauf achten, ob man den Herrgott durch die Weltgeschichte schreiten sieht, dann zuspringen und sich an seines Mantels Zipfel klammern, war Professor Stürmer des Fetten Kanzlers Zipfel.

Mit Kohl verließ auch Stürmer sein Amt, was zur Folge hatte, daß er von der offiziellen »FAZ«, wo gesagt wird, was zu geschehen hat, zur gemütlichen »Welt« gehen mußte, wo er seit einiger Zeit am Donnerstag jeder Woche sagen darf, warum, was geschieht, doch sehr unzulänglich ist:

Die Führungseliten sind überfordert. Deutschland, klug geführt, europäisch denkend und im Innern gesund, könnte die Holding des Unternehmens Europa sein. Innerhalb der Pax Americana könnte dieses Europa von gleich zu gleich mit Washington reden. Nur, dank Berlin, existiert es nicht. So ist nicht auszuschließen, daß zum dritten Mal in einem Jahrhundert die Deutschen ihre europäische Chance verpassen.

*D*as war Stürmers Beitrag zu jener Woche, in der Außenminister Joschka Fischer das Buch *Der Auftritt. Deutschlands Rückkehr auf die Weltbühne* vorstellte, verfaßt von einem Gregor Schöllgen, der, bitte, was ist?: amtierender Professor für Neuere Geschichte an der Universität Erlangen. Dessen Erkenntnisse faßt der Verlag in die Sätze:

Das war nicht vorhersehbar: Innerhalb eines guten Jahrzehnts haben zwei revolutionsartige Schübe Deutschland in eine Schlüsselstellung katapultiert. Der Zusammenbruch der alten Weltordnung und Deutschlands Wiedervereinigung ließen 1989/90 in Europas Mitte erneut eine wirtschaftlich und politisch bedeutende Macht entstehen. Kaum hatten sich die Deutschen und ihre Nachbarn daran gewöhnt, erklärte Kanzler Schröder im Herbst 2002, in der Irak-Krise den »deutschen Weg« einschlagen zu wollen. Erstmals läßt ein Bundeskanzler keinen Zweifel daran aufkommen, wo die deutsche Außenpolitik gemacht wird: in Berlin.

Gerhard Schröder, heißt das, ist der erste, den Kurt Schumachers Verdikt über Konrad Adenauer, er sei ein »Kanzler der Alliierten«, nicht mehr trifft, und somit der seit 1949 erste *deutsche B*undeskanzler. Das verdrießt besonders, weil Schöllgen, wie es sich für einen Professor aus Erlangen ziemt, von aller und also auch von Springers »Welt« bislang »üblicherweise der Rechten zugeschlagen« werden konnte, bedeutet es doch eine Beleidigung so untadeliger Patrioten wie Ludwig Erhard, Kurt-Georg Kiesinger (der bei Springers aber heute schon als »Hans-Georg Kiesinger« vergessen ist) und Helmut Kohl.

Schöllgen der Rechten zuzuschlagen, war kein Irrtum. Auch jetzt beklagt er die »krasse Unterfinanzierung der Bundeswehr«, walsert er über die Schuld von Versailles am Nazireich und lobt Europas »zivilisatorische Kompetenz, seine kulturelle Vielfalt, aber auch den Umgang mit der eigenen Geschichte«, die keinen »Vergleich zu scheuen« brauchten, jedenfalls nicht denjenigen mit den USA«. Vielleicht wegen deren Negermusik. (Auch seine Dummheit ist milieugerecht: Den Sozialdemokraten dichtet er eine »ausgeprägt pazifistische Tradition« an, die sich bekanntlich in der Gewährung von Kriegkrediten wie in der Bombardierung von Belgrad bewährt hat; Milosevic läßt er »einen Vernichtungsfeldzug gegen die albanische Minderheit im Kosovo« führen, wo die Albaner drei Viertel der Bevölkerung stellten; Kriege fallen vom Himmel: »Mit dem Zusammenbruch der alten Weltordnung hielten die Geschichte und mit ihr der Krieg wieder Einzug in die Welt … Das Jahr 1991 brachte erstmals wieder seit einem halben Jahrhundert Kriege und Bürgerkriege nach Europa … » Wer stellt das Jahr vors Kriegverbrechertribunal?)

Der Irrtum war und ist, Schröder irgendeiner Linken zuzuschlagen. Er ist Bundeskanzler. Er ist, heißt das, angestellt, die Verwertungsbedingungen des nationalen Kapitals zu optimieren, im Land und in der Welt. Kanzler unterscheiden sich nicht dadurch, daß der eine das tut und der andere nicht, sondern daß der eine dabei mehr Geschick zeigt als der andere. »Deutschlands Rückkehr auf die Weltbühne«, von der Schöllgen nicht genug kriegen kann, dient dem Zugriff auf Rohstoffe und Märkte wie dem Schutz investierten Kapitals. Alle sind dafür. Umstritten ist, wie weit deutsche Politik dabei schon wieder gehen kann und soll.

Die alte Rechte, beispielhaft vertreten durch Kohls Stürmer, will Deutschland noch einige Zeit unter den Fittichen des American Eagle mästen, bevor es – als »Holding des Unternehmens Europa« – die politischen Kampfhandlungen eröffnet.

Die neuere Rechte hält die Zeit schon heute für reif, wobei Schröder das Heute bereits bei seiner ersten Wahl gekommen sah, Schöllgen und andere seiner Hofsänger es aber erst gemerkt haben, als der Kanzler »den entscheidenden Schritt« getan hat, »um Deutschland aus der Abhängigkeit von Amerika zu lösen«.

»Wie oft«, klagt Schöllgen, »hatte man sich seit den fünfziger Jahren auf die Lippen beißen müssen«, doch endlich habe Schröder »instinktsicher Witterung« aufgenommen und »in der Volksstimmung ein verbreitetes Unbehagen an der amerikanischen Außenpolitik« registriert. Enthusiastisch zitiert Schöllgen immer wieder Schröders diesbezügliche Appelle an das gesunde Volksempfinden: »Dieses Deutschland, unser Deutschland, ist ein selbstbewußtes Land … Wir reagieren nicht auf Druck … Das hat mit unserem Selbstbewußtsein zu tun … Wir haben uns auf den Weg gemacht, auf unseren deutschen Weg … Über die existentiellen Fragen der deutschen Nation wird in Berlin entschieden und nirgendwo anders.«

*S*chöllgen, der, wie nicht oft genug hervorgehoben werden kann, Professor in Erlangen ist, erspart jener Mehrheit der deutschen Eliten, der im Vorfeld des Irakkriegs, als Schröder in Verdacht geriet, den Mund etwas zu voll genommen zu haben, die Manschetten flatterten, ihre damaligen Ängste vorzuhalten. Nicht einmal ihr Lautsprecher Olaf Henkel findet mit seinem Ultimatum, sofort das Verhältnis mit Washington in Ordnung zu bringen, Erwähnung. Auf das Lamento über die Isolation, in die Schröder Deutschland sogar in Europa gebracht habe, erinnert allein Schöllgens Frage: »Wie sollte Deutschland die Rolle der europäischen Gegenmacht zu den USA, in welche die Republik gleichsam über Nacht geraten war, überzeugend und ohne schwere Folgeschäden ausfüllen?«

Im Herbst 2003 scheint es so, als habe Schröder alles richtig gemacht. Den Irakkrieg haben, wie nicht nur von ihm erwartet, viele gewonnen: die Kurden, Saddam Husseins politische Gefangene, die Franzosen, die Deutschen. Die USA, deren Führungseliten weit überfordert sind, verlieren ihn jeden Tag ein bißchen mehr. Den Ordinarius für Neuere Geschichte an der Universität Erlangen haben sie schon verloren. Ein böses Zeichen.

Gregor Schöllgen: Der Auftritt. Deutschlands Rückkehr auf die Weltbühne*. Propyläen, 176 Seiten, 18,50 Euro*

Literatur-Konkret 2003, S. 16

Joachim Rohloff

Gekränkte Unterhosen

Wie deutsche Autoren den Amerikanern europäische »Traditionen ethischen politischen Handelns« beibringen wollen.

In Österreich gibt es eine »Antiimperialistische Koordination«, von der man nicht weiß, ob sie nur aus Kommunisten oder auch aus Nazis besteht. Sie sammelt Geld, um dem irakischen Widerstand gegen die amerikanische Besatzungsmacht beim Bombenbau zu helfen. Die weiterreichenden Ziele dieses Widerstands sind ihr gleichgültig, wenn er sich nur bemüht, möglichst viele Amerikaner und einheimische Volksverräter zu töten und so die fremden Truppen zum Abzug zu bewegen. »Das nationale Selbstbestimmungsrecht ist das wichtigste Menschenrecht«, sagte ihr Sprecher neulich in einem Interview der »Jungen Welt«. Der Redakteur stimmte zwar nicht ausdrücklich zu, doch als wenig später in Najaf eine Bombe explodierte und den geistlichen Führer der irakischen Schiiten, Mohammed Bakir Al Hakim, und achtzig andere Menschen tötete, meinte er, es sei »legitim«, daß »die Widerstandskräfte den Übergangsrat als Institution der Fremdherrschaft zum Angriffsziel erklären«. Und Al Hakim sei nun einmal ein »Kollaborateur« gewesen. Dieser Anschlag habe sich zwar das richtige Ziel gewählt, aber leider einen zu großen Kollateralschaden produziert. »Das ist ein verheerendes Signal. Eine Teilnahme der schiitischen Bevölkerungsmehrheit am antiamerikanischen Widerstandskampf dürfte damit auf lange Zeit verhindert worden sein.«

Derweil freute sich der grüne Bundestagsabgeordnete Winfried Nachtwei: »Noch nie waren sich die Menschen in Europa in einer außenpolitischen Frage so einig wie in der Ablehnung eines Irakkriegs. Noch nie hatte in Deutschland eine Anti-Kriegs- und Friedensbewegung die eigene Regierung nicht als Gegner, sondern als positiven Adressaten.« Eine Mehrheit, die viele vermeintliche radikale Linke und die NPD, die Grünen, die SPD und einige Politiker und Wähler der CDU umfaßt, erzeugt selbstverständlich auch einen riesigen Bedarf an einschlägigen Schriften, einen Büchermarkt von geradezu chinesischem Umfang. Er wird bedient und beliefert mit Dutzenden Werken, die sich einig sind in dem Befund, die USA seien böse, und sich nur anhand der Frage unterscheiden lassen, ob die USA schon immer böse waren oder erst vor zwei Jahren böse geworden sind. Die Argumente, die hier vorgetragen werden, sind alle falsch. Denn auch wenn sie richtig sind, sind sie falsch, weil sie entweder ein nationales Selbstbestimmungsrecht einklagen, das von islamischen Finsterlingen über die Angehörigen der zu befreienden Nationen verhängt und an ihnen vollstreckt werden soll, oder weil sie die militärische Aufrüstung Deutschlands und der EU rechtfertigen.

Häufig ist vom »alten Europa« die Rede und von seinen Werten. Der »Kulturwissenschaftler« Hans-Jürgen Heinrich, über den nicht mehr in Erfahrung zu bringen ist, als daß er einmal einen »Preis für dialogisches Denken« erhielt, spricht sogar von den europäischen »Traditionen ethischen politischen Handelns«, denen die gegenwärtige amerikanische Außenpolitik widerspreche. Man fragt sich aber doch, wo und von wem sie wohl begründet wurden. Von den Spaniern und den Portugiesen in Südamerika? Von den Briten in Asien? Von den Franzosen und den Belgiern in Afrika? Oder von den Deutschen in Verdun und in Auschwitz? Man kommt nicht drauf. Eine leise Ahnung stellt sich erst dann ein, wenn man dem ehemaligen außenpolitischen Sprecher der PDS lauscht. Als der Krieg in Afghanistan begann, erinnerte er an den guten Geist Gorbatschow, der in den neunziger Jahren waltete. »Interessanterweise gab es in Europa in den neunziger Jahren andere politische Antworten. Sie gingen in Richtung von mehr Sozialstaatlichkeit, eine mehr auf Ausgleich bedachte Verteilung von Reichtum und Macht, Auflösung der Militärblöcke, Abrüstung statt Umrüstung.« Was mit der NVA und dem Warschauer Pakt geschah, dachte er damals, werde zweifellos bald auch mit der Bundeswehr und der Nato geschehen. Und wenn er nicht gestorben ist, wundert er sich noch heute.

Jener Kontinent, auf dem gegen den Einspruch einiger weniger Geister und unter Mitwirkung der meisten der Kolonialismus, der Imperialismus und der Antisemitismus erfunden wurden, schuf eine friedliche Tradition, weil er es nach dem Rückzug der Franzosen aus Algerien und Indochina allein der amerikanischen Militärmacht überließ, in der ganzen Welt für die Herrschaft der kapitalistischen Ordnung zu kämpfen und schließlich dafür zu sorgen, daß niemand sich ihr entziehen kann. Die Liste der Kriege dieser »aggressiven Nation« ist lang, sie würde aber erheblich kürzer, wenn man alle abzöge, die sie nicht auch im Interesse der Europäer geführt hat.

Heute schaut auch der liebe Gott mit Wohlgefallen auf Europa. Davon ist jedenfalls der nicht immer metaphernsichere Pastor Fliege überzeugt. Den amtierenden amerikanischen Präsidenten klagt er an: »Sie umstreifen wie ein Wolf im Schafspelz unsere christlichen Herden«, aber nicht um sie zu fressen, sondern um »sie für Ihre mörderischen Anschläge zu gewinnen. Und sind dabei in ihrem eigenen Land ziemlich erfolgreich.« Man weiß nicht, worin Fliege gekleidet war, als er diese Sätze schrieb; wenn man aber dem Psychologen Heinrichs folgt, mit dem er die Meinung teilt, George Bush leide am Minderwertigkeitskomplex eines reformierten Alkoholikers, waren es womöglich ein Paar Socken und das vierte Gebot oder eben die pazifistische europäische Tradition und eine dazu passende Krawatte. Für Bush jedenfalls ist »das offen bekundete Sendungsbewußtsein (Hüter und Bote der Zivilisation und des rechten Glaubens zu sein) wie eine Art

Ausgehanzug oder Smoking; die erlittene Kränkung (am 11. September) ist dafür die Unterkleidung. Und der Waffengang? Das ist der Laufsteg, auf dem die Kleider vorgeführt werden.«

Daß die Amerikaner einen solchen Mann zum Präsidenten wählten, oder besser gesagt, daß sie ihn gewähren ließen, als er den Präsidentensessel widerrechtlich usurpierte, ist nur mit der »weitgehenden Gleichschaltung der Presse« zu erklären. Im September 2001 hat man sie gekränkt, und sie wurden wütend. Da traf es sich, daß einer im Weißen Haus saß, der schon seit langem wütend war, weil man ihn immer nur gekränkt hatte, und zwar, wie es in der Psychologie üblich ist, »narzißtisch«. Sein »Kriegsaktivismus« ist »sehr komplex« und erlaubt deshalb »zwei eher gegensätzliche Interpretationen«: »Einerseits liegt es nahe, darin den Wunsch zu sehen, das unvollendete Werk des Vaters zu vollenden, sich als Besieger der ›Achse des Bösen‹ würdig an die Seite des Befreiers von Kuwait zu stellen, damit dem mächtigen Über-Ich zu gehorchen und die an ihn delegierte Werkvollendung durchzusetzen. (Wenn man die biographisch bedeutsame Tatsache, daß Bush schwere Alkoholprobleme hatte, ins Spiel bringen möchte, gibt auch dies einen Hinweis auf seinen Wunsch, die verinnerlichten Werte und Maßstäbe der Eltern nun besonders perfekt erfüllen zu wollen.) Andererseits läßt sich Präsident Bushs kämpferisches Auftreten, seine auffällige Jovialität und die schon verhältnismäßig früh vorgetragene Ankündigung, notfalls auch ohne die Verbündeten ›loszuschlagen‹, als Rebellion eines tief Gekränkten gegen den mächtigen und brillanten Vater deuten, der ihm stets in allen Belangen (ob intellektuell oder sportlich) überlegen war.« Und genauso liest sich das ganze Buch, von dem die »FAZ« zu Recht urteilte, es markiere »den Tiefpunkt in den Abrechnungen mit der Politik Washingtons«.

Karl-Heinz Harenberg war von 1972 bis 2001 im NDR als Redaktionsleiter für die Sendereihe »Streitkräfte und Strategien« zuständig. Daß nicht sehr viel verpaßt haben kann, wer damals außerhalb der norddeutschen Tiefebene wohnte, beweist schon die gelungene Überschrift: »Die Sorge hat Signalfunktion.« Das Signal der Sorge lautet: »Keine Beteiligung an einem Krieg als ›self-fulfilling prophecy‹, einem Krieg also, der, wie es Karl-Heinz Kamp von der CDU-nahen Konrad-Adenauer-Stiftung formuliert, als politische Realität gleichsam durch kontinuierliche Rhetorik erzeugt worden ist.« Hier versucht sich ein alter Kommißexperte am postmodernen Diskursgeschwätz, und es geht schief, wie so vieles in diesem Buch schiefgeht. Im Anhang wird übrigens empfohlen, man solle zum »Thema Terrorismus« den CDU-ziemlich-fernen Mathias Bröckers konsultieren.

In demselben Band argumentiert Heiner Geißler mit Immanuel Kant, der gelehrt habe, »eine weltbürgerliche Ordnung zwischen den Völkern sei erreichbar, weil ein nach Rechtsgrundsätzen verfaßter Staat auch im Verhältnis ›zu anderen benachbarten oder auch entfernten Staaten zu einer gesetzlichen Ausgleichung ihrer Streitigkeiten‹ fähig und willens sei. Mit anderen Worten: Rechtsstaatliche Demokratien könnten, wenn sie nicht ihre Seele verraten wollen, auch international nicht gegen Rechtsgrundsätze verstoßen.« Und darauf laufen nun leider alle Bücher hinaus, die Amerika anklagen. Das Recht sei heute schon die Seele Europas, die Seele der USA aber sei das Geschäft oder die Macht. Da aber niemand die USA zwingen kann, dem Recht zu gehorchen, werden die regierenden europäischen Politiker die schönen Argumente, die ihnen hier angeboten werden, dazu benutzen, sich von der Vorherrschaft der USA zu emanzipieren und eine stärkere militärische Macht anzuhäufen. Am Ende werden sie sich das Recht herausnehmen, das Recht ebenso willkürlich zu brechen wie George Bush und die Seinen, und es wird nicht weniger Kriege geben, sondern mehr.

»Ich hoffe, daß die Bürger und die Regierung meines Landes unter Beweis stellen werden, daß wir Deutschen aus selbstverschuldeten Kriegen gelernt haben und deshalb nein sagen zu dem fortwirkenden Wahnsinn, Krieg genannt«, schreibt Günter Grass in dem von Harenberg und Fritzler herausgegebenen Buch. Es ist fürwahr bedauerlich, daß die Amerikaner nie Nazis waren, denn deshalb mußte ihnen die Möglichkeit zu lernen verwehrt bleiben. »Meiner Meinung nach ist dieser militärische Einsatz nötig. Er hätte viel früher kommen müssen«, schrieb Grass 1999. Die Argumente gegen den Krieg im Irak sind bekannt, sie werden in diesen Büchern, die nun mit der »aggressiven Nation«, mit der amerikanischen Außenpolitik seit dem 11. September 2001 oder mit George Bush persönlich abrechnen, in aller Ausführlichkeit wiederholt. Es handele sich um einen völkerrechtswidrigen Angriffskrieg, Saddam habe ja gar keine Massenvernichtungswaffen mehr besessen, der Nahe und der Mittlere Osten würden destabilisiert usw. Selbst wenn diese Argumente zutreffen, vernimmt man sie doch ungern von Leuten, deren Gedächtnis offenbar so kurz ist, daß sie sich nicht einmal an ihre Zustimmung zum Krieg im Kosovo erinnern. Auch er war ein Rechtsbruch, weil er ohne ein Mandat der Uno geführt wurde, und was für Bush und Blair im Jahr 2003 die Massenvernichtungswaffen waren, war für Clinton und Schröder 1999 der Völkermord der Serben. Ebensowenig wie heute geheime Waffenlager im Irak gefunden werden, wurden damals Massengräber im Kosovo entdeckt. Daran störte sich aber niemand.

Karl-Heinz Harenberg/Marc Fritzler (Hg): *No War. Krieg ist nicht die Lösung, Mr. Bush!* Knaur, München 2003, 302 Seiten, 7,90 Euro

Hans-Jürgen Heinrichs: *Die gekränkte Supermacht. Amerika auf der Couch*. Artemis und Winkler, Düsseldorf 2003, 160 Seiten, 16 Euro

Nicole Schley/Sabine Busse: *Die Kriege der USA. Chronik einer aggressiven Nation.* Diederichs, München 2003, 272 Seiten, 19,95 Euro

Jürgen Fliege: *Der falsche Prophet. Wie US-Präsident George W. Bush den Glauben vergiftet*. Claudius, München 2003, 72 Seiten, 5 Euro

---

Joachim Rohloff hat zuletzt das Buch »Wenn man dich nicht fragt, sag nein. Deutsche Pazifisten und Antiimperialisten im ›Krieg gegen den Terror‹« (Verbrecher Verlag) veröffentlicht

Literatur-Konkret 2003, S. 18

Kurt Pätzold

Groß im Leiden

Auch die Geschichte kennt ihre Zahltage. Gedanken zur fortlaufenden Debatte um den Bombenkrieg.

Der Autor dieses Textes lebte während des Zweiten Weltkriegs die längste Zeit in jenem Teil des Deutschen Reiches, der damals auch »Reichsluftschutzkeller« hieß. Schlesien war vor Angriffen der angloamerikanischen Luftflotten nahezu sicher. Durch Zufall entging ich dem Angriff auf Dresden. Die Görlitz verlassenden Eisenbahnzüge mit den vor der herannahenden Ostfront Flüchtenden waren am Abend jenes 12. Februar hoffnungslos überfüllt. Die Umkehr aus dem Menschenstau erwies sich als lebensrettend.

Später ging ich durch die Trümmerschluchten Dresdens, nahm von Leipzigs Hauptbahnhof aus den Feuerschein über der Stadt wahr, hockte in einem »Splittergraben« in Halle. Immer kam ich davon. Schließlich sah ich die nach Berlin fliegenden »Festungen« am Nachthimmel über einer sachsen-anhaltinischen Kleinstadt. Dann waren US-amerikanische und britische Landtruppen da und die Gefahr gebannt, von einer Bombe getroffen zu werden. Ein *wenig,* vergleichsweise *sehr wenig* weiß ich vom »Bombenkrieg« – ein Begriff, der das Geschehen auf die Bezeichnung durch ein Kriegsgerät verkürzt und zur Falle werden kann. Denn geführt wurde bei aller grausigen Besonderheit kein Separatkrieg. Die strategischen Luftoffensiven der Briten und US-Amerikaner waren Teil eines Krieges zur Vernichtung eines beispiellos verbrecherischen Regimes. Das Abheben auf die Instrumente und die Folgen von deren Einsatz eröffnet einen »Notausgang«, der die Flucht vor den Fragen nach Kriegsursachen und Kriegszielen ermöglicht. Daran lassen sich Betrachtungen wie Bombe gleich Bombe, Massaker gleich Massaker usw. anschließen.

Rückblickend wird heute mit Bezug auf die alte Bundesrepublik festgestellt, der Luftkrieg gegen Deutschland sei über Jahrzehnte mit Rücksicht auf die neugewonnenen Verbündeten nicht Gegenstand historischer Erörterung geworden. Dies galt für die DDR, Teil eines anderen Bündnissystems, nicht. Dort war das Thema umstritten, wenn auch nicht in öffentlicher Debatte. Olaf Groehler, Spezialist der Luftkriegesgeschichte, der Kennzeichnungen wie »Luftterror«, »Terrorschläge« und »Massaker aus der Luft« verwandte, nannte Dresden 1975 in einer Reihe mit Rotterdam und Coventry »Synonym imperialistischer Luftkriegsbarbarei«. Jedoch wurde die Kennzeichnung »Terrorangriffe« nicht obligatorisch. Ins Geschichtslehrbuch der Schulen, Klasse 9 (Berlin-Ost 1988), das die Bedeutung der Anti-Hitler-Koalition hervorhob, fand er keine Aufnahme. Jedoch wurde die Luftoffensive nicht in ihrer wirtschaftlichen und politisch-psychologischen Bedeutung, sondern einzig als Demonstrationen der Stärke der Fliegerkräfte dargestellt. Vom Angriff auf Dresden hieß es, er sei »ohne militärische Notwendigkeit« erfolgt. Auch der Lehrplan Geschichte von 1988 führte »die sinnlose Zerstörung Dresdens und anderer deutscher Städte durch angloamerikanische Bomber« auf. Der Gedanke »Die anderen auch« schwang mit.

Sich die Sicht einer Mutter in den USA nachträglich zu eigen zu machen, die einen ihrer Söhne in einem dieser Bomber wußte, fiel schwer: Die hatte nur wünschen können, die Deutschen möchten endlich klein beigeben, damit er unversehrt wieder über den Ozean käme. Dieser Perspektive verweigern sich Historiker und Publizisten in Deutschland bis heute, jene eingeschlossen, die meinen, es müsse gerade der »eigentliche«, der Krieg der »kleinen Leute« beschrieben werden. Als Gegenspieler in Luftschutzkellern hockender Meiers und Krauses werden die über Leben und Tod gebietenden Churchill und Arthur Harris markiert. Letzterer kommandierte die Royal-Air-Force-(RAF-)Bomberflotte seit Februar 1942; spät, 1992 wurde ihm in London ein Denkmal gesetzt. Auf das Konto dieser beiden gehen die toten Berliner, schrieb ein Lehrer an die »Berliner Morgenpost« auf deren Ruf nach Erlebnisberichten. Da weiß man, was Schülern über jene Jahre beigebracht wurde.

Geredet wird vorzugsweise vom »ungleichen Kampf«. Da »Terroristen«, hier Opfer. Da Schwerstbewaffnete, hier Wehrlose. Suggeriert wird das Bild von Kriegern, die Stunden später Whiskey trinkend in einem Casino sitzen, derweil die Deutschen nach Überlebenden graben. Daß ein mörderischer Krieg tobte, der zwischen den Besatzungen von Bombern und den sie bekämpfenden Jägern sowie zwischen der Flugabwehr und den Eindringenden ausgetragen wurde, von denen Zehntausende, abgeschossen, jämmerlich umkamen, wird kaum mitgedacht, geschweige denn, daß sich ein Gefühl der Anteilnahme mit jenen äußert, die erst durch die Politik des Reiches zu Kriegern wurden und deren Leben jung endete.

Geschichtliche Einordnung begnügt sich oft genug auch mit dem alttestamentarischen Bild vom gesäten Wind und geernteten Sturm und mit dem anderen von der Spirale der Barbarei. Doch wie weithin vergebens ist es, in der Masse der Literatur nach der unumwundenen Aussage zu suchen, daß die Deutschen exakt jenen Krieg erlebten, den ihre Militärs seit 1918 vorbereitet hatten. Mit dem Unterschied, daß diese glaubten, sie und nicht ihre Gegner würden über die verheerendsten Instrumente des Massentötens verfügen und mit ihnen triumphieren. Die Kriegstechnik, die an Hitlers 50. Geburtstag, dem 20. April 1939, durch Berlins Zentrum dröhnte, sollte mit Flugabwehreinheiten den Eindruck erwecken, den Reichshauptstädtern könne künftig nichts auf den Kopf fallen. Damals wunderte sich ein US-Beobachter, daß Hunderttausende am Straßenrand dieser Mordmaschinerie zujubelten. Ein Jahr später sangen die einen in Uniform, andere

in Zivil »Bomben auf Engelland«. Sie erhofften sich die Zermürbung der Briten, die im Krachen der Bomben doch einsehen müßten, daß sie angesichts deutscher Übermacht besser heute als morgen die Waffen zu strecken hätten. Jede Bombe, gleich wen sie auf der Insel traf, schien 1940 den Endsieg näher zu bringen.

Eben das galt auch als Ziel der RAF. Deren Auftrag, am 14. Februar 1942 formuliert, lautete, »die Moral der gegnerischen Zivilbevölkerung, insbesondere die der Industriearbeiterschaft« zu brechen. Daß die rücksichtslose Führung des Krieges aus der Luft gegen das wirtschaftliche und moralische Rückgrat des Feindes dessen Kapitulation herbeizwingen werde, war ein allgemeines Denkmuster. Alles andere ergab sich logisch. Weil die Arbeiter in ihren Wohnquartieren in dichtbesiedelten Innenstädten eher zu treffen waren als in Werken und Werften, richtete sich das Bombardieren dorthin. Und also – wiederum in dieser Logik – bestanden die zu lösenden Probleme darin, Flugzeugpulks exakt in das Zielgebiet zu lenken, dort größte Verwüstungen mit vielen Toten und Verletzten anzurichten, so das gegnerische Arbeitskräftepotential zu reduzieren und dabei die Verluste an eigenem Mannschaftsbestand und Kriegsgerät gering zu halten. Daß dies erstrebt und inwieweit es erreicht wurde, füllt die Bücher über den Luftkrieg gegen Deutschland ebenso wie die schon 1967 erschienene Publikation von J. Ulrich über Zerstörungen in der »Ostmark«.

Mit dem »Bombenkrieg« befassen sich Deutsche aus der Minderheit der Zeitzeugen wie aus der Mehrheit von Nachgeborenen seit 2002, durchmustert man Verkaufszahlen von Büchern und Zeitschriften, Einschaltquoten von Fernsehsendungen und Leserbriefspalten, intensiv und leidenschaftlich. Wie kamen sie zu dieser erneuten kollektiven Beschäftigung mit der Kriegsgeschichte? Analoge Fragen stellten sich im letzten Jahrzehnt mehrfach. Da waren die »Goldhagen-«, die »Wehrmacht-Debatte«, jüngst folgte das »Stalingrad-Gedenken«. Nun also der »Bombenkrieg«.

Die Abläufe gleichen einander: Ein Verlag beginnt massiv mit der Reklame für ein Buch, eine Fernsehredaktion wirbt für ihre Sendung zum selben Thema, das Presse-Echo mit Stimmen mehr oder weniger renommierter Historiker folgt. Geschäftstüchtige reichen eilig Geschriebenes nach. Vergessenes wird neugedruckt – in unserem Fall Hans Erich Nossacks 1943 geschriebener, 1948 publizierter Bericht über den Untergang Hamburgs. Sodann dokumentieren Sammelbände den Streit, ohne den dem Ganzen die Attraktivität fehlen würde, soeben wieder geschehen mit Lothar Kettenackers Buch, das Artikel deutscher und britischer Autoren, u.a. von Ralph Giordano, Hans Mommsen, Richard Overy, Martin Walser und dem Militärhistoriker Horst Boog vereint.

Also: Geschäft und Betriebsamkeit as usual? Es scheint, daß derlei Kampagne nicht beliebig sich erzeugen läßt. Der kürzlich unternommene Versuch, die Deutschen für die – angeblich erwiesene – Homosexualität Hitlers zu interessieren, erbrachte zwar ein Buchgeschäft, doch die Aufmerksamkeit verflog rasch. Die Bundesbürger sind bereit, sich mit sich selbst und ihren Altvorderen zu befassen. Ihr Interesse an Hitlers Geschlechtsleben hingegen scheint gedämpft, zumal auch dies nur zur ungeliebten Frage führt, warum ihre Vorfahren Hoffnungen ausgerechnet auf diesen Mann setzten.

Für die Thematisierung von Flucht, Vertreibung, Bombenkrieg – also für die Deutschen als riesige Opferkolonne – ist die Zeit einfach reif, wird behauptet. Die Jahrzehnte der Tabus seien vorüber. Falsch, wurde dagegengehalten. Es habe derlei selbstverordnete Denk- und Schreibverbote nie gegeben. Und das ist wahr. Was sich wirklich geändert hat, hieß Jugoslawien und heißt Irak. Die aktuelle »Anschauung« von Luftkriegen, die anders, aber nicht weniger grausam geführt wurden als im Zweiten Weltkrieg, mag zusätzlich dazu animiert haben, das Tagesgeschehen auf Argumente abzusuchen, die den eigenen Opferstatus bestätigen. Die eigentliche Quelle des Interesses ist damit jedoch nicht bezeichnet. Zu ihr führt die in aller Unschuld gestellte Frage, ob das Vergangene bislang nicht zu einseitig, ja »unhistorisch« angesehen worden ist (womit die These vom Tabu sogleich widerlegt wird).

Was wir erleben sind nicht Ur-, sondern Wiederaufführungen und Neuinszenierungen. Nachdem »unsere hochberühmte deutsche Nation« (Martin Luther), nachdem Rücksichten aus dem Kalten Krieg gefallen waren, nicht umhin kam, sich als einstige Täterkolonne wahrzunehmen, vollzieht sich augenblicklich die Rückkehr zu jener Selbstbetrachtung, die in der Bundesrepublik während wenigstens zweier Jahrzehnte die ungestörte Normalität ausmachte: Wir, die Opfer Hitlers und seiner Clique – das war gestern. Und seiner brutalen, barbarischen, nicht minder verbrecherisch handelnden Gegenspieler in London und Washington (der Kreml läßt sich in diesem Zusammenhang schlecht ins ideologische Gefecht einführen) – das ist heute. Diese Perspektive könnte von 2003 bis 2005 Veranstaltungen leiten, mit denen der 60. Jahrestage der Zerstörung von mehr als 150 deutschen Städten gedacht wird. Daran ließe sich gut die Erinnerung an die »deutschen Trümmerfrauen« und die »deutschen Zwangsarbeiter« anschließen. Groß im Leiden. Das größte Schlachtfeld des Zweiten Weltkrieges sei Deutschland, nicht der Osten Europas gewesen, behauptet Jörg Friedrich und meint den »Bombenkrieg«. Groß? Unübertroffen! Schon ist errechnet, daß beim Angriff auf Pforzheim prozentual mehr Einwohner umkamen als durch den Abwurf der Atombombe auf Nagasaki. Und dann: Groß im Schaffen.

Beschrieben werden mit grellstem, dennoch hinter aller Wirklichkeit zurückbleibendem Vokabular und, wie ein Rezensent zu *Der Brand* bemerkte, in »sentimentalisierter Darreichungsform« die Leiden deutscher Zivilisten in jenen Kriegsnächten. Eingeräumt wird die vorausgegangene Verwüstung Guernicas, Warschaus, Rotterdams, seltener die Angriffe auf London und Coventry und – zum wenigsten – die Gleichzeitigkeit von Stalingrad. Hartnäckig beschwiegen werden die Ursprünge. Das Grauen der Bombardements als Nebelwand, wie es eben noch das Leiden und Sterben in Stalingrad war. Eines Tages

werden die Nachgeborenen in der BRD »alles über diesen Krieg« wissen, ausgenommen, warum er geführt wurde. Nicht ganz. Sie werden nachsprechen können: weil Hitler die Juden ermorden wollte, auch die im Kaukasus, weshalb er dahin strebte.

Die Behauptung, der Streit um den Bombenkrieg sei neu, geht fehl. Neu sind Ausmaß und Organisiertheit der Äußerungen. Dabei wurde das militärische, juristische und moralische Dafür und Dawider dieser Kriegführung – bis in das britische Parlament – schon erörtert, als die RAF Nacht für Nacht ins Reich flog. Wiederholt wird, was niemand bestreitet, daß die Bombardements wie der Krieg im Ganzen eine moderne Form der Barbarei darstellten. Wieder wird konstatiert, diese Methode, Krieg zu führen, habe gegen vereinbartes Kriegsrecht verstoßen. (Tatsächlich ist es nie zu einem gültigem Abkommen über den Luftkrieg gekommen, das freilich so wenig bewirkt haben würde wie die Haager Landkriegsordnung von 1907.) Ein *geschichtliches* Urteil kann mit der Betrachtung von Trümmermassen unter dem Vergrößerungsglas nicht gewonnen werden. Ohne ein wenig mehr an Geschichte ist nicht auszukommen.

Am Ende des Ersten Weltkriegs wurde die Zerstörungsgrenze, die der Kriegsausdehnung bis dahin durch die Reichweite der Artillerie gesetzt war, aufgehoben. Die Deutschen, die Bomben auf London warfen, wußten das von ihren Erfolgsmeldungen, manche auch durch Angriffe der Entente auf deutsche Städte. Über die Aussichten des Wandels urteilten Militärs verschieden. Auch spielte wie immer eine Rolle, daß die Befürworter neuartiger Waffen auf den gleichen Staatshaushalt zugriffen wie die Traditionalisten. Deutschland, dem der Besitz einer Luftwaffe 1919 untersagt worden war, umging das Verbot. 1939 verfügte es über einen Rüstungsvorsprung. Was seine Bombenflugzeuge bereits vermochten, kannte die Welt durch die Bilder Guernicas.

Im Wissen über das Mögliche, das Kommende vorausahnend, hielt sich Großbritannien nach Kriegsbeginn 1939 mit dem Einsatz seiner Luftwaffe zurück. Sie warf Flugblätter ab, suchte Hafen- und Werftanlagen zu zerstören, attackierte Schiffe im Seekriegsgebiet und erwies bei alledem, wie wenig sie auch bei erheblichen Verlusten bewirken konnte. An Frankreichs Niederlage schloß sich der gescheiterte deutsche Versuch, den letzten Gegner, um eine Invasion zu vermeiden, durch bis dahin ungekannte Luftattacken kapitulationsreif zu bombardieren. Doch auf Coventry folgte Revanche. Als die Angriffe auf deutsche Städte seit dem Frühjahr 1942 immer verheerender wurden, hofften deren Bewohner, daß sie nach dem Sieg im Osten die dort eingesetzten Flugzeuge zu ihrem Schutz zurückerhielten und »Vergeltungsangriffe« gegen britische Städte mit solcher Wucht geflogen werden könnten, daß der Gegner diese Kriegführung aufgeben müßte. Das blieben Wünsche.

Was in der gegenwärtigen publizistischen Kampagne glaubhaft gemacht werden soll, ist ein Bild von der Verselbständigung des Bösen im »Bombenkrieg gegen die Deutschen«, der – illustriert mit Bildern verstümmelter Leichen von Frauen und Kindern – nichts anderes gewesen sei als sinnlos-verbrecherisches Töten, erwachsen aus dem von keiner moralischen Hemmung gedämpften Irrglauben, den Krieg auf diese Weise rasch beenden zu können. Diese Darstellung verbindet sich mit der Behauptung, kriegswirtschaftlich und militärisch sei diese Barbarei ergebnislos geblieben. Die Waffenproduktion wäre gestiegen, der Krieg nicht verkürzt, sondern eher noch verlängert worden. Es habe sich, vermutet Hans Mommsen, in der Bevölkerung eine Trotz- und Trutzhaltung entwickelt, die sie enger noch mit den Führern verbunden habe.

Dem sind längst Tatsachen entgegengehalten worden. Zutage liegt, daß es nächst den Nachrichten von der Ostfront der Bombenkrieg war, der die Siegeshoffnungen schwinden ließ. Nachgewiesen sind der gebremste, schließlich rasch absinkende Ausstoß an Kriegsgerät und die nicht mehr zu meisternde Schwierigkeit, das Produzierte an die Front zu transportieren. Zählbar auch der Aufwand an Menschen und Material für Luftabwehr und Luftschutz, für Evakuierung und Herrichtung von nicht völlig Zerstörtem. Wenn sich auch all das nicht auf eine präzise Zahl von Wochen umrechnen läßt, um die der Luftkrieg die Kapitulation beschleunigte, so ist die Tatsache der Verkürzung des Krieges doch unbestreitbar.

Wie die »Volksgemeinschaft« unterm Hakenkreuz, in ungezählten »Luftschutzkellergemeinschaften« Berlins atomisiert, ausmündete, in denen Menschen schließlich einzig auf das Kriegsende und das Überleben hofften, hat eine anonym gebliebene Frau in ihrem bald nach dem Mai 1945 geschriebenen Text festgehalten (*Eine Frau in Berlin*) – ein Zeitzeugenbericht, der sich aus vielen neuerdings öffentlich gemachten heraushebt. Dieses Buch steht nicht allein für die spärlichen, das Nachdenken befördernden Erscheinungen jener momentanen Medien-Kampagne, die insgesamt auf Emotionen, nicht auf Erkenntnisse zielt und nur antiaufklärerisch genannt werden kann. Erschienen ist außerdem ein Band, der *Literarische Zeugnisse zum Feuersturm* vereint, die von Bertolt Brecht (1943) bis zu einem Romanauszug von Jürgen Bruhns (2002) reichen und zudem en passant die Tabulegende überzeugend widerlegen.

Über Faktoren, die das Bombardement bis in die Endphase des Krieges verlängerten, sind Vermutungen geäußert worden. Sie betreffen die Wirkung einer Beendigung der Bombardements auf die diese Kriegsanstrengungen ermöglichende Industrie in den USA und in Großbritannien. Weiterhin richten sie sich auf die Zerstörung von Städten und Industrieanlagen in jenem Teil des Reiches, der zur sowjetischen Besatzungszone gehören würde. Sie knüpfen sich an die Tatsache, daß in den allerletzten Kriegswochen bis dahin unzerstörte oder nahezu unbeschädigte Werke angegriffen wurden, die Konkurrenzunternehmen ausländischer Firmen waren. Aus der deutschen Feldzugsgeschichte ist dokumentiert,

daß Konzerne den Militärs ihr Interesse an intakten sowjetischen Werken signalisierten. Vergleichbares im Hinblick auf die Unversehrtheit oder Zerstörung deutscher Industrieanlagen gibt es nicht.

Es habe, vermerkten Autoren, in der Endphase des Krieges bis hin zum Abwurf der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki dem sowjetischen Alliierten gezeigt werden sollen, worüber man in Washington und London gebot. Nichts von alledem mag völlig abwegig erscheinen. Der ausschlaggebende Faktor, der das Fortdauern der Flächenbombardements bestimmte, dürfte aber in dem Ziel gelegen haben, mit diesen Deutschen fertig zuwerden, um welchen Preis auch immer. Nach den Bildern von Majdanek 1944 und Auschwitz 1945 und den Dokumenten deutscher Kriegsverbrechen während der Ardennen-Offensive dürfte es keinen Grund gegeben haben, den Einsatz der Mittel skrupulös zu überprüfen. Auch mit einer geschätzten Zahl von Toten des Bombenkrieges, die zwischen 450.000 und 600.000 liegen soll, bezahlten die Deutschen – nicht nur die Beteiligten, sondern auch jene, die ohne oder gar gegen ihr Zutun in die Verhältnisse geworfen worden waren – die »schwache Stunde«, in der sie sich zu Millionen dem Nationalsozialismus an den Hals warfen oder auslieferten. Daß Geschichte ihre Zahltage hat, ist Grund für Beunruhigung ebenso wie für wenig Hoffnung. Zu häufig zahlen die Falschen, zu selten werden die Zahlungspflichtigen gefunden und gestellt.

Jörg Friedrich: *Der Brand. Deutschland im Bombenkrieg 1940-1945*. Propyläen, München 2002, 592 Seiten, 25 Euro

Jörg Friedrich: *Brandstätten. Der Anblick des Bombenkriegs*. Propyläen, München 2003, 220 Seiten, 25 Euro

Olaf Groehler: *Geschichte des Luftkrieges*. Militärverlag der DDR, Berlin(-Ost) 1975

Als die Tage zu Nächten wurden. Berliner Schicksale im Luftkrieg. »Berliner Morgenpost« und Giebel Verlag, Berlin 2003, 237 Seiten, 14,80 Euro

Olaf Groehler: *Bombenkrieg gegen Deutschland*, Akademie Verlag, Berlin 1990, 457 Seiten, 34,77 Euro

J. Ulrich: *Der Luftkrieg über Österreich 1939-45.* »Militärhistorische Schriftenreihe« 5/6 1967, 68 Seiten

Hans Erich Nossack: *Der Untergang*. Suhrkamp, Frankfurt a. M. 1996, 82 Seiten, 10,80 Euro

Lothar Kettenacker (Hg.): *Ein Volk von Opfern? Die neue Debatte um den Bombenkrieg 1940-1945*. Rowohlt, Berlin 2003, 192 Seiten, 14,90 Euro

»Als Feuer vom Himmel fiel. Der Bombenkrieg gegen die Deutschen.« »Spiegel Spezial« Nr. 1/03 (im wesentlichen identisch mit dem gleichnamigen, unbebilderten Band von Stephan Burgdorf und Christian Habbe, DVA, München 2003)

Robin Neillands: *Der Krieg der Bomber. Arthur Harris und die Bombenoffensive der Alliierten 1939-1945*. Edition Q, 2002, 424 Seiten, 29,70 Euro

Anonyma: *Eine Frau in Berlin. Tagebuchaufzeichnungen vom 20.4. – 22.6.1945.* Eichborn, Frankfurt a. M. 2003, 300 Seiten, 19,90 Euro

Volker Hage: *Zeugen der Zerstörung. Die Literaturen und der Luftkrieg.* S. Fischer, Frankfurt a. M. 2003, 288 Seiten, 18,90 Euro

Volker Hage (Hg.): *Hamburg 1943. Literarische Zeugnisse zum Feuersturm.* Fischer, Frankfurt a. M. 2003, 319 Seiten, 12 Euro

---

Von *Kurt Pätzold* ist gerade eine Neuausgabe seiner zusammen mit Manfred Weißbecker verfaßten Bände »Schlagwörter und Schlachtrufe. Aus zwei Jahrhunderten deutscher Geschichte« (Militzke) erschienen

Literatur-Konkret 2003, S. 22

Magnus Klaue

Schwert und Wiege

Welche Rolle spielte der »Lebensborn e. V.« für die NS-Bevölkerungspolitik? Und warum werden die »Lebensborn-Kinder« heute so wortreich betrauert?

Als SPD-Politiker im vergangenen Jahr die »Lufthoheit über den Kinderbetten« reklamierten, brach im Feuilleton ein Entrüstungssturm los. Die später im Zuge der Pisa-Debatte erarbeiteten Pläne für Leistungskontrollen im Kindergarten gingen jedoch im tagespolitischen Diskursgeräusch unter. Offenbar wird es noch immer als Unterschied angesehen, ob der Nachwuchs auf sozialdemokratische oder neoliberale Art verblödet. Doch von solchen Scheingefechten sollte man sich nicht täuschen lassen.

Tatsächlich ging es hier wie dort um die Vereinnahmung eines sozialen Raumes, der noch immer als »Privatsphäre« fetischisiert wird. Der Zählebigkeit dieser Ideologie des Privaten ist es wohl auch zu verdanken, daß dem Schicksal der sogenannten Lebensborn-Kinder, an das mehrere neue, teils autobiographische Bücher erinnern, derart viel Beachtung geschenkt wird. Der Lebensweg dieser inzwischen erwachsenen »Kinder« ist dem Klappentext von Birgit Bauers Roman *Im Federhaus der Zeit* zufolge gezeichnet von »Schuld, Scham und Scheinheiligkeit«; sie wollen »die ganze Wahrheit über ihre Herkunft« erfahren und das »Netz von Lügen, Verdrängung und Verleugnung« (Klappentext Gisela Heidenreich: *Das endlose Jahr*) zerreißen, in das sie verstrickt worden sind. Ein idealer Stoff für Courths-Mahler-Adepten, in dem sich trivialisierte Erbsünde-Vorstellungen mit fast antiker Tragik mischen.

Wirklich lernen läßt sich anhand der NS-Organisation »Lebensborn e. V.« nichts über das Schicksal junger Seelen in schwieriger Zeit, dafür aber um so mehr über den Zusammenhang nazistischer Bevölkerungspolitik mit dem vermeintlich intimen Bereich von Liebe und Sexualität. 1935 auf Initiative von Himmler gegründet und der SS beigeordnet, hatte der Verein Lebensborn gemäß der NS-Parole, fremde Länder seien »mit Schwert und Wiege« zu erobern, die Aufgabe, dem »politischen Sieg« der Nazis »den Sieg der Geburten des guten Blutes hinzuzufügen«. In den folgenden Jahren errichtete Lebensborn in Deutschland sowie in den besetzten Gebieten von Holland, Norwegen, Polen und Tschechien mehrere Dutzend Kinder- und Geburtenheime für SS-Frauen und ledige Schwangere mit »arischen Rassemerkmalen«, die auf diese Weise so schnell wie möglich »eingedeutscht« werden sollten.

Bis 1945 wurden im Deutschen Reich mehr als 8.000 Kinder in Lebensborn-Heimen zur Welt gebracht und aufgezogen. Die Tausende unehelicher Kinder von in Norwegen stationierten Wehrmachtssoldaten, die meist gemeinsam mit ihren als »rassebiologisch hochwertig« eingestuften norwegischen Müttern ins Reichsgebiet umgesiedelt worden waren, sowie die etwa 500 »arischen« Kinder aus Osteuropa, die die SS zwecks »Blutauffrischung« nach Deutschland verschleppt hatte, sind in diesen Zahlen noch gar nicht enthalten. Mit seinem Anspruch, »auf keinen Tropfen guten Blutes zu verzichten«, wurde der Lebensborn e. V. so zum Knotenpunkt juristischer, sozialhygienischer, außen- und bevölkerungspolitischer Strategien des Regimes. Viele Detailfragen mußten geklärt werden, um die Effizienz der Organisation zu garantieren: Welche materielle Unterstützung war Müttern und Kindern zu gewähren? Wie konnte man die meist nur mit Vornamen bekannten deutschen Soldatenväter ausfindig machen, die bei Diagnose der Schwangerschaft oft schon in anderen Einheiten stationiert waren? Sollte man die unehelichen Väter zu Unterhaltszahlungen verpflichten? Waren Ehen zwischen Wehrmachtssoldaten und Frauen aus besetzten Staaten zu befürworten, sofern sie »rassebiologisch wertvollen« Nachwuchs versprachen?

Zu einigen dieser Punkte gab es bei SS und Wehrmacht unterschiedliche Meinungen. Während etwa die SS die Förderung deutsch-norwegischer Ehen für bevölkerungspolitisch sinnvoll hielt, fürchtete die Wehrmacht, die soldatische Disziplin drohe durch derlei potentielle »Feindkontakte« untergraben zu werden. Umstritten war auch, in welchem Maß das Regime in die »Privatsphäre« der Mütter und Kinder eingreifen durfte, um den in besetzten »Fremdstaaten« wie Norwegen gezeugten »arischen Nachwuchs« frühzeitig an das Deutsche Reich zu binden, ob man es etwa bei »Anreizen« zur Umsiedlung belassen oder Zwangsmaßnahmen androhen sollte.

Allen Horrorphantasien von »Nazi-Bordellen« und »SS-Zuchtanstalten« zum Trotz waren die Lebensborn-Heime jedoch keineswegs militärisch straff organisierte »Sammellager«, in denen staatlich überwachte Massenpaarungen stattfanden. Der Aufenthalt in ihnen wurde im Gegenteil als Privileg empfunden; die dort untergebrachten Mütter und Kinder galten als »Auserwählte«. Schon deshalb ist es historisch falsch, die Lebensborn-Kinder schlicht als »Opfer« des NS-Regimes anzusehen. Genau dies jedoch legen die jüngeren Veröffentlichungen nahe.

Ein Schlüsselbegriff in diesem Zusammenhang ist »Traumatisierung«. Detlev Michaelis vom Jüdischen Beratungszentrum des Frankfurter Sigmund-Freud-Instituts, der Historiker Georg Lilienthal, Autor eines Standardwerks zum Verein Lebensborn, sowie die Familientherapeutin Gisela Heidenreich, selbst Lebensborn-Kind und Verfasserin einer Lebensborn-Autobiographie, waren sich bei einem in der Gedenkstätte Hadamar im Westerwald veranstalteten Symposion einig, daß

die meisten Lebensborn-Kinder mit Identitätsstörungen zu kämpfen hätten. Ihre Herkunft empfänden sie als »Stigma«: »Ich habe noch nie vor Fremden darüber gesprochen«, berichtete ein Lebensborn-Kind, »ich habe meine Herkunft versteckt.« Gisela Heidenreich, der in ihrer Kindheit erzählt wurde, sie sei eine Waise, und die erst im Lauf der Jahre mitbekam, daß ihre »Tante« in Wahrheit ihre Mutter war, schreibt: »Ich wuchs auf mit der Botschaft: Es gibt mich nicht, darf mich nicht geben, ich bin noch nicht einmal geboren.« Das Gefühl von Unsicherheit und Scham, das die Lebensborn-Kinder zeichne, wird Michaelis zufolge sogar »in die folgende Generation übertragen«.

Überraschend (oder auch nicht) ist, daß Bildlichkeit und Rhetorik solcher Aussagen an die Selbstdarstellungen *jüdischer* NS-Opfer erinnern. Während »rassisch wertlose« und »degenerierte« Kinder im Zuge der »Zuchtmaßnahmen« des Lebensborn e. V. selektiert und ermordet wurden, wuchsen die »reinrassigen« Kinder jedoch in durchaus luxuriösen Verhältnissen auf, rund um die Uhr betreut von gut ausgebildetem SS-Personal, oft untergebracht in erstklassigen Hotels, die in den besetzten Ländern zu Lebensborn-Unterkünften umfunktioniert worden waren. Angesichts dessen ist es merkwürdig, daß eine Lebensborn-Tochter in Hadamar, wo der Vernichtung Zehntausender »Erbkranker« zwischen 1941 und 1945 gedacht wird, zu Protokoll gab, »den Irrsinn unseres Schicksals noch nie so intensiv empfunden zu haben wie hier«.

Der norwegische Historiker Kåre Olsen baut diesen Opfermythos aus, indem er in seiner durchaus informativen Studie über die Aktivitäten von Lebensborn in Norwegen auf die erwähnte Ideologie des Privaten rekurriert und der norwegischen Nachkriegsregierung vorwirft, private und politische Belange auf ungebührliche Weise vermischt zu haben. Die Liaisons zwischen norwegischen Frauen und deutschen Besatzern, die nach 1945 in Norwegen verständlicherweise als »Verrat« betrachtet worden sind, nimmt Olsen im milden Licht harmloser Allmenschlichkeit wahr. Nach den sozialpsychologischen Gründen dafür, daß viele Norwegerinnen, oft aus niederen gesellschaftlichen Schichten stammend, Affären mit Wehrmachtsoldaten hatten, fragt Olsen nirgends; für ihn ist dieses Phänomen mit dem Hinweis auf die grenzüberschreitende Kraft der »Liebe« hinreichend geklärt. Auch die deutschen Betreuer vom Verein Lebensborn waren seiner Ansicht nach nette Leute; viele Beispiele spontaner Nächstenliebe zeigten, »daß selbst in einer furchteinflößenden SS-Uniform ein Mensch stecken konnte, der zu Rücksicht und Fürsorge fähig war«.

Nun ist Olsens Kritik am Umgang mit den Lebensborn-Kindern im Norwegen der Nachkriegszeit keineswegs unberechtigt. Norwegische Frauen, die sich mit Wehrmachtsoldaten eingelassen hatten, wurden von den staatlichen Institutionen und der öffentlichen Meinung als »Deutschenhuren«, ihre Kinder als »Bastarde« verfemt, für die der norwegische Staat keine Verantwortung übernehmen dürfe, sofern er sich künftig von »deutschen Erbanlagen« reinhalten wolle. Die Nazis wurden so zu »Fremdkörpern« innerhalb des norwegischen Volkes gemacht, die Affinitäten zwischen deutscher Rasseideologie und »nordischer« Mythologie wurden verdrängt. Neben einzelnen Fällen von Selbstjustiz gab es Versuche, »Deutschenmädchen« aus dem öffentlichen Dienst zu eliminieren, sie für die Verbreitung von Geschlechtskrankheiten verantwortlich zu machen und als »fünfte Kolonne« pauschal der Kollaboration zu beschuldigen. Wenn Olsen jedoch im Zusammenhang mit der nach 1945 in die Wege geleiteten zeitweiligen Zwangsunterbringung von »Deutschenmädchen« in Schulen und Hotels von »Internierungen« spricht und behauptet, das »Ende des Krieges« habe für Mütter und Kinder der Lebensborn-Heime den »Beginn der Schikanen« bedeutet, ist das weder historisch korrekt noch moralisch legitim. Das Problem an solch anti-deutschem Ressentiment war schließlich nicht die Empörung über Frauen, die »mit dem Feind ins Bett gegangen sind«, sondern die Reproduktion der rassistischen NS-Ideologie, indem man etwa zur »Ausmerzung« deutscher »Erbanlagen« aufrief oder »Deutschenhuren« als potentielle »Krankheitsherde« denunzierte.

Inwiefern das »Trauma« vieler Lebensborn-Kinder mit der Internalisierung eines solchen rassebiologisch geprägten Selbstverständnisses zu tun haben könnte, darüber erfährt man bei Olsen so wenig wie in den eher belletristischen, historisch belanglosen Arbeiten von Bauer und Heidenreich. Dabei ließe sich am Phänomen der Lebensborn-Kinder beispielhaft die Verschränkung von »Politik« und »Biologie« darstellen, die für die NS-Vernichtungspolitik, deren Kehrseite die Zuchtphantasien von Lebensborn waren, charakteristisch gewesen ist. Gerade daß Lebensborn, anders als Phantasien über angebliche Massenvergewaltigungen suggerieren, die Reproduktion »rassebiologisch hochwertigen« Menschenmaterials nicht erzwungen, sondern durch subtile Strategien gefördert, begünstigt und gesteuert hat, verdeutlicht, wie obsolet die Gegenüberstellung von »Politik« und »Privatsphäre« in diesem Zusammenhang ist.

Wie Olsens Studie zeigt, gab es bei vielen norwegischen Frauen ein zwar offiziell verfemtes, jedoch unterschwellig immense Kräfte entwickelndes Bedürfnis nach sexuellem »Feindkontakt«, das mit zwischenmenschlicher Sympathie kaum adäquat erklärt ist. Die von den Nazis visierte Ausweitung ihres rassebiologischen Kampfes auf das Feld von »Bett und Wiege« konnte nur deshalb in die Tat umgesetzt werden, weil Männer und Frauen ihre vermeintliche »Intimsphäre« vor bevölkerungs- und rassepolitischer Kolonisierung nicht geschützt, sondern dieser zugearbeitet haben (auch heute werden einwanderungs- und familienpolitische Fragen ausschließlich im Hinblick auf den »demographischen Faktor« diskutiert). Immerhin zweierlei läßt sich anhand von Lebensborn lernen: Daß die Entscheidung, mit einem deutschen Soldaten statt mit einem norwegischen Widerstandskämpfer (oder mit einem Faschisten statt mit einem Kommunisten) Sex zu haben, eben kein spontan-kreatürlicher, sondern ein *politischer* Akt ist. Und daß Emanzipation erst beginnen kann, wenn die eigene »Herkunft« nicht als genetisches Schicksal, sondern als historische Verpflichtung begriffen wird. Über die politischen

Konsequenzen, die die Lebensborn-Kinder aus der Beschäftigung mit ihrer Herkunft gezogen haben, erfährt man in den vorliegenden Chroniken fast nichts.

Kåre Olsen: *Vater: Deutscher. Das Schicksal der norwegischen Lebensbornkinder und ihrer Mütter von 1940 bis heute.* Campus, Frankfurt a.M. 2002, 398 Seiten, 29,90 Euro

Gisela Heidenreich: *Das endlose Jahr. Die langsame Entdeckung der eigenen Biographie – ein Lebensborn-Schicksal.* Scherz, Bern/ München/Wien 2002, 320 Seiten, 19,90 Euro

Birgit Bauer: *Im Federhaus der Zeit.* DVA, München 2003, 383 Seiten, 22,90 Euro

Literatur-Konkret 2003, S. 24

Erich Später

»Lösung der Tschechenfrage«

Die Sudetendeutschen wollen beweisen, daß sie auch bloß Opfer waren.

Ein gewichtiges Buch. 3,6 kg wiegt der erste Band der vom »Sudetendeutschen Archiv« herausgegebenen Dokumentation über die »Vorgeschichte« der »Vertreibung« der Sudetendeutschen aus der CSR in den Jahren 1945/46. Die aufwendig gestaltete zweisprachige Dokumentenedition entstand im Rahmen der von der »Sudetendeutschen Landsmannschaft« initiierten Wanderausstellung »Odsun – Die Vertreibung der Sudetendeutschen«, die seit 1995 in mehr als 20 bundesdeutschen Städten und im europäischen Parlament in Straßburg gezeigt wurde. Finanziell unterstützt wurde das Editionsvorhaben vom Bayerischen Sozialministerium, der »Sudetendeutschen Stiftung« und dem Bundesministerium des Innern.

Der erste Band umfaßt den Zeitraum von März 1848, dem Beginn der revolutionären Unruhen in Prag, bis zur Okkupation und Zerstückelung der tschechoslowakischen Republik im März 1939. Der zweite Band, für Mitte 2004 angekündigt, soll den Zeitraum bis 1946 dokumentieren.

In seiner Einführung erläutert Roland Hoffmann, Leiter des sudetendeutschen Archivs, »Methode, Quellenauswahl und Zielsetzung der Dokumentation«. Die Konstituierung des französischen und nordamerikanischen Modells der Staatsbürgernation, die sich politisch und territorial definiert, ist für ihn der Ausgangspunkt fast aller Vertreibungen und Genozide der folgenden Jahrhunderte. Er ignoriert in seinen Ausführungen schlichtweg das deutsche Gegenmodell der Nation als Bluts- und Abstammungsgemeinschaft. Gerade in den mythologischen Wahnvorstellungen des deutschen Nationalismus jedoch ist der deutsche Volkskörper seit Jahrtausenden der Gefahr der Zersetzung und Auflösung ausgesetzt. Römisches Recht, Kapitalismus, liberale Demokratie, marxistischer Sozialismus sind die größten Feinde des deutschen Volkes. Träger dieser Bewegungen und größter Feind des deutschen Volkes sind die Juden.

Der historische Prozeß der ökonomischen, kulturellen und politischen Formierung des völkischen deutschen Nationalismus, der 1933 zur Staatsmacht wird, existiert für die Herausgeber nicht. Sie interpretieren die europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts als eine Geschichte von Vertreibungen und Genoziden, deren Ursache im Homogenisierungsbestreben des modernen Nationalismus französischer und nordamerikanischer Prägung, der angeblich auch Deutschland infizierte, zu suchen ist. Dieser Interpretation folgt die Auswahl der Dokumente: 450 Seiten verwenden die Herausgeber, um zu belegen, daß die »Vertreibung« der Sudetendeutschen bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahunderts geplant wurde. Der jeweilige historische Kontext und die Relevanz der abgedruckten Dokumente bleiben unklar. Agitationsartikel der provinziellen Lumpenpresse werden durch kurze Erläuterungen als Ankündigungen der kommenden Massaker und Vertreibungen gedeutet.

Dieser Eindruck soll durch Nachweise von Quellen verstärkt werden, die radikale Vorstellungen zur Lösung von »Nationalitätenkonflikten« formulieren. Der »Balkan« und Türkei/Armenien/Griechenland werden immer wieder als Beispiele einer verhängnisvollen »Säuberungsmentalität« in die Darstellung des deutsch/tschechischen Konflikts eingeblendet. Die Behandlung der Minderheiten im Deutschen Reich wird nicht erwähnt.

Unerwähnt bleiben die deutsche Politik während des Ersten Weltkrieges, die Verwirklichung eines deutschen Ostimperiums durch den Friedensvertrag mit Rußland im Frühjahr 1918 und die Pläne zur Um- und Neubesiedlung der eroberten Gebiete in Osteuropa, die vorwegnehmen, was dann von den deutschen Besatzern 1939-45 verwirklicht wird.

Die Gründung und politische Entwicklung der CSR von 1918 bis 1939 werden in der historischen Interpretation der Herausgeber zu einem Sieg der tschechischen Nationalisten. Entsprechend verzerrt die Auswahl der Dokumente auf groteske Weise die historische und gesellschaftliche Realität der ersten Tschechoslowakischen Republik. Souverän werden z.B. die grundlegenden Arbeiten der Historiker Wolfgang Brügel und Ferdinand Seibt ignoriert. Die 1920 verabschiedete demokratische Verfassung der CSR garantierte allen Bürgern der Republik die volle staatsbürgerliche Gleichberechtigung, folgte der westlichen Tradition der Staatsbürgernation. Gemäß den Bestimmungen des internationalen Minderheitenschutzvertrages garantierte die CSR Zweisprachigkeit, wenn der Anteil des anderssprachigen Bevölkerungsteils 20 Prozent betrug. Kulturelle Autonomie, Universitäts- und Schulselbstverwaltung waren gesetzlich garantiert und wurden auch praktiziert. Bürger jüdischen Glaubens erhielten die Möglichkeit, für eine eigene jüdische Nationalität zu votieren.

Und wiederum: Die radikalen nationalistischen und antisemitischen Massenorganisationen der »Sudetendeutschen«, die diese Gleichberechtigung erbittert bekämpften, werden nicht erwähnt. Kein Dokument findet sich etwa über den völkisch-antisemitischen Deutschen Turnverband, der in seiner Satzung den »Arierparagraphen« verankert hatte, ein stilisiertes Hakenkreuz als Verbandsemblem führte und Mitte der zwanziger Jahre über 150.000 Mitglieder verfügte. Die völkischen Kampfverbände überführten ihre Mitgliedschaft in die 1933 als Nachfolge-Organisation der verbotenen DNSDAP,

gegründete »Sudetendeutsche Heimatfront«, 1935 umbenannt in »Sudetendeutsche Partei« (SDP). Über Konrad Henlein, den Führer der Partei, der die völkischen Turner bis 1933 leitete und das Land an Nazi-Deutschland verriet, liest man dies: »Nach bitteren internen, direkt vom Deutschen Reich beeinflußten Auseinandersetzungen fügten sich Henlein und die Führung der SDP im November 1937 schließlich insgeheim der Politik Hitlers.«

Die Mitglieder des Parteiapparates der SDP, die nach dem »Münchner Abkommen« 1938 und der Zerschlagung der tschechoslowakischen Demokratie die regionalen Führungsgruppen von NSDAP, SS, SA und Gestapo bildeten, kommen ebenfalls nicht vor. Der Verzicht auf die Darstellung der Nazi-Funktionselite des NS-Mustergaus Sudentenland zeigt die ganze Absicht dieser monströsen Publikation: die sudentendeutsche Tätergesellschaft als Opfer des tschechischen Nationalismus und der reichsdeutschen »Nazis« zu präsentieren. Auf den 180 Seiten, die das Jahr 1938 behandeln, ist diese Personengruppe, mit Ausnahme Henleins und des 1946 in Prag als Massenmörder hingerichteten Karl-Hermann Frank, nicht vertreten. Die abgedruckten Pamphlete zweier Nazi-Funktionäre, die sich mit der »Lösung der Tschechenfrage« befassen, werden durch die Herausgeber relativiert und beschönigt.

Es waren Hunderte von hochrangigen NS-Funktionären, die die »Sudetendeutsche Landsmannschaft« in der Bundesrepublik gründeten und über Jahrzehnte politisch und organisatorisch steuerten. Eine kritische Geschichte der »Landsmannschaft« als politische Sammlungsbewegung der NS-Elite des Mustergaus Sudetenland gibt es in Deutschland bis heute nicht. Das Sudetendeutsche Archiv, das 1955 auf Initiative des damaligen Bundesgeschäftsführers der Sudetendeutschen Landsmannschaft und vormaligen SS-Führers und Stabsleiters der NSDAP-Gauleitung Sudetenland, Paul Illing, gegründet wurde, wird sie mit Sicherheit nicht liefern.

Alois Harasko / Roland J. Hoffmann (Hg.): *Odsun – Die Vertreibung der Sudetendeutschen.*Bd. 1. Sudetendeutsches Archiv, München 2000, 944 Seiten, 74,14 Euro

Erich Später schrieb in KONKRET 9/03 über das »Zentrum gegen Vertreibung«

Literatur-Konkret 2003, S. 25

Tjark Kunstreich

Offene Rechnungen

Neue Bücher zur Entschädigung von NS-Zwangsarbeitern.

Am 11. August 2003 starb der kommunistische Widerstandskämpfer und ehemalige NS-Zwangsarbeiter der Firma Bosch, Alfred Hausser, einer der Vorkämpfer für die Entschädigung der Zwangsarbeiter – zu einem Zeitpunkt, da das unwürdige Gezerre um Raten und Auszahlungen der Stiftung »Verantwortung, Erinnerung, Zukunft« ins dritte Jahr geht. Er hatte die »Interessengemeinschaft ehemaliger Zwangsarbeiter unter dem NS-Regime« gegründet und war maßgeblich an jener Entschließung des Europäischen Parlaments von 1986 beteiligt, in der erstmals von einer »klare(n) moralische(n) und rechtliche(n) Verpflichtung der Firmen, die Sklavenarbeiter beschäftigt haben, Entschädigungsleistungen zu zahlen«, gesprochen wurde. Es sollte noch 15 Jahre bis zur heutigen Regelung dauern, die, wie immer man sie bewerten mag, ohne den Kampf der Überlebenden nicht zustande gekommen wäre.

Hier liegt die größte Schwierigkeit bei der Bewertung: Eine glatte Niederlage war es nicht, denn immerhin einige tausend ehemalige Zwangsarbeiter haben Zahlungen bekommen, die ihnen zwar nicht Armut, aber vielleicht Hunger, nicht Siechtum, aber das Betteln ersparten. Ein Erfolg war es jedenfalls aber für die deutschen Unternehmen, ob sie sich nun an der Stiftungsinitiative beteiligten oder nicht: Der erreichte »Rechtsfrieden« nutzt einzig ihnen. Kein Wunder, daß die im Auftrag der »Stiftungsinitiative der deutschen Wirtschaft« erschienene Bilanz *Verantwortung und Rechtsfrieden* der Stiftungsangestellten Susanne-Sophia Spiliotis durchweg positiv ist. Daß dieses Machwerk, dessen entalphabetisierte Sprache alles im Ungefähren lassen muß, um die Wahrheit zu vermeiden, im Fischer Verlag erscheinen konnte, ist auch ein Zeichen der Zeit.

Nicht nur die deutschen Unternehmen, die deutsche Gesellschaft insgesamt hat gewonnen. Es ist alles andere als ein Zufall, daß mit der Ablaßzahlung der Höhepunkt der Vergangenheitsbesessenheit ein Ende fand. War für einige Vergangenheitsbewältiger die Sache mit den Zwangsarbeitern interessant, weil es aus ihrer Sicht endlich mal nicht *um*, sondern teilweise *gegen* die Juden ging, war mit der Zahlung von fünf Milliarden Euro ganz plötzlich auch das Interesse an den polnischen, ukrainischen, weißrussischen und anderen Überlebenden erloschen. Diese dürfen sich nun ihrerseits mit der deutschen Bürokratie herumschlagen und müssen um jeden Cent kämpfen.

Diesem Umstand widmet sich *The Final Insult. Das Diktat gegen die Überlebenden* der Berliner »Gruppe offene Rechnungen«. In diesem Buch wird ausgesprochen, was sonst überall fehlt, daß es nämlich mit der Stiftung um die »Nichtentschädigung der NS-Sklavenarbeit« ging, nicht um die vom Europäischen Parlament geforderte späte Genugtuung, sondern ausschließlich um die Erledigung der Entschädigungsforderungen. Spiliotis spricht davon in dankbarer Offenheit, ohne sich auch nur einen Moment lang für das zu schämen, was der ehemalige IG- Farben-Arbeitssklave Rudy Kennedy jene letzte Beleidigung nannte, die dem Buch den Titel gab. Neben Kennedy gehörten Ludwik Krasucki aus Polen und Felix Kolmer aus Tschechien zu den wenigen Überlebenden, die an den Verhandlungen direkt teilnahmen. Ihre Sicht der Dinge gibt *The Final Insult* in ausführlichen Gesprächen wieder. Diese Gespräche bilden das Zentrum des Buches, ergänzt werden sie durch Beiträge zur Abwehr der Entschädigung, die als »Erinnerungsabwehr“ dechiffriert wird.

Auch dieses Buch ist eine Bilanz, denn erstmals werden hier Zusammenhänge angesprochen, die in der realpolitischen Auseinandersetzung der letzten Jahre gar nicht verhandelbar waren; insofern trägt es dem Umstand Rechnung, daß es der deutschen Seite materiell gelungen ist, einen Schlußstrich zu ziehen. Indem jedoch die offenen Rechnungen präsentiert werden, dementiert es ihn zugleich. Stuart E. Eizenstat tut dies auf seine Weise auch: *Unvollkommene Gerechtigkeit* heißen die Erinnerungen des US-amerikanischen Verhandlungsführers. Die Einleitung von Elie Wiesel weist auf das Problem hin, daß es hier um Entschädigungen für etwas geht, das nicht entschädigt werden kann. Der Schaden ist irreparabel, dennoch, so Wiesel, habe man sich auch auf Seiten der Überlebenden vom Schrecken derart bannen lassen, daß man sich erst spät darauf besann, wenigstens für die Schäden, die finanziell ausgleichbar sind, auch einen finanziellen Ausgleich zu fordern.

Dieser Gedanke leitet auch Eizenstat, dessen überaus diplomatische Formulierungen ahnen lassen, wie jedes offene Wort selbst heute das Erreichte noch in Frage stellen könnte. Und durch diese Formulierungen hindurch ist spürbar, welches Ausmaß von politischem Druck die deutsche Seite ausgeübt hat, denn sie war am wenigsten von allen an irgendeinem Ergebnis interessiert. »Unsere Verhandlungen waren keine idealisierten Exerzitien in moralischer Sühne oder gigantische Lektionen in Staatsbürgerkunde. Es waren schwierige, emotionale, hitzige Auseinandersetzungen um Milliarden von Dollar, um verletzten Nationalstolz und um Bemühungen, verspätet Gerechtigkeit walten zu lassen«, faßt er seine Erfahrungen zusammen – und raten Sie mal, wer mit dem »verletzten Nationalstolz« gemeint ist.

Eizenstat resümiert nüchtern und nachvollziehbar, er macht keinen Hehl daraus, daß sein eigenes Interesse darin bestand, dazu beizutragen, »einige moralische Flecken in der Chronik der Roosevelt-Regierung zu entfernen, die im Krieg zwar

heldenhaft kämpfte, die Flüchtlinge aber Hitlers grimmiger Willkür überließ, wie auch in der Chronik späterer Präsidenten, die es zuließen, daß das Leid der Opfer anderen Prioritäten weichen mußte«. Diesem Zitat ist die lieblose Übersetzung anzumerken, die die Lektüre zur Qual werden läßt, wenn einige Formulierungen unfreiwillig komisch wirken. Dennoch, wer sich für eine detailgetreue Schilderung der Verhandlungen interessiert und womöglich noch irgendwelche Illusionen über die Ziele der deutschen Verhandler hat, kommt an Eizenstats Erinnerungen nicht vorbei.

Eizenstats Pragmatismus führt jedoch auch zu grotesken Fehleinschätzungen, und die Motive der unterschiedlichen Parteien kommen bei ihm kaum zur Sprache. Vielleicht ist er einfach zu höflich, um über andere zu spekulieren. Deswegen sind die Berichte der Überlebenden in *The Final Insult* samt der vertiefenden Beiträge eine unverzichtbare Ergänzung, gleichsam die undiplomatische Sicht der Dinge. Die Notwendigkeit der Kritik dessen, was Spiliotis affirmativ »Strukturelemente ökonomischer Humanität heute« nennt – sie sehen denen der ökonomischen Inhumanität des »größten Sklavenunternehmens in der Geschichte« (so das Nürnberger Tribunal über die NS-Zwangsarbeit) verdammt ähnlich – , bleibt trotz des durchgesetzten Schlußstrichs aktuell. Darin liegt die Verbindung zwischen Eizenstats Erinnerungen und den Beiträgen in *The Final Insult*. Und dem Vermächtnis von Störenfrieden wie Alfred Hausser.

Susanne-Sophia Spiliotis: *Verantwortung und Rechtsfrieden. Die Stiftungsinitiative der deutschen Wirtschaft*. Fischer, Frankfurt a. M. 2003, 192 Seiten, 13,90 Euro

Gruppe offene Rechnungen (Hg.): *The Final Insult. Das Diktat gegen die Überleben- den*. Unrast, Münster 2003, 240 Seiten, 14 Euro

Stuart E. Eizenstat: *Unvollkommene Gerechtigkeit. Der Streit um die Entschädigung der Opfer von Zwangsarbeit und Enteignung*. Bertelsmann, München 2003, 350 Seiten, 24,90 Euro

Literatur-Konkret 2003, S. 26

Werner Jung

Exil im Exil

Eine Lese neuer Veröffentlichungen aus der Emigration.

Anna Seghers und Bertolt Brecht, Joseph Roth und Elias Canetti, Hans Sahl und Oskar Maria Graf, Richard Beer-Hofmann, Alfred Döblin, Walter Hasenclever, Ernst Toller, Arnold und Stefan Zweig ... Was sie verbindet? Alles und kaum etwas: Über alle politisch-ideologischen Differenzen und ihren je eigenen Habitus hinweg ist es die Situation des Exils, die sie eint; zuerst die Verfolgung, dann die Vertreibung aus dem Land, der Sprache und allen geregelten Lebensverhältnissen. Die Entfernung oder erzwungene »Abwesenheit«, um den Terminus von Wolfgang Hilbig zu verwenden.

Klaus Mann hat in seinem Lebensbericht *Der Wendepunkt* (1949) eindringliche Porträts exilierter Freunde und Künstler geliefert und dabei immer wieder auf die Situation der Unbehaustheit, der Fremde wie Entfremdung hingewiesen, auf die Notwendigkeit von Arrangements in den Gastländern wie auch – oft genug – die Unmöglichkeit, künstlerisch auf die Veränderungen zu reagieren bzw. überhaupt in einen anderen, an den Schicksalen der Exilierten nicht interessierten Kunstmarkt einzudringen. Hans Sahl, von dem wir nicht nur einen beeindruckenden Exilroman *Die Wenigen und die Vielen* (1959) haben, sondern der darüber hinaus in zwei autobiographischen Bänden sein Schicksal beschrieben hat, spricht deshalb zu Recht vom »Exil im Exil«, womit er auf die Vereinzelung und Isolation hinweist – eine solche nicht zuletzt, die von der Preisgabe und vom Verlust einer Idee kündet: »Die Geschichte meiner Generation«, so Sahl in seinen autobiographischen Aufzeichnungen, »ist die Geschichte vom Aufstieg und Verfall einer Idee, die sich als Utopie herausstellt.«

1935/36 freilich, im Zürcher Exil, hält er in seinem Chorwerk *Jemand* zu einem Holzschnittzyklus von Frans Masereel, gerade vorzüglich von Gregor Ackermann und Momme Brodersen neu ediert, noch an politischen Optionen wie der Macht der geschundenen proletarischen Klasse fest, ganz ähnlich den Brechtschen Lehrstücken. 1935/36 schreibt auch Klaus Mann, daß die Exilwelt noch einigermaßen in Ordnung sei – es ist die Zeit kurz vor den großen Moskauer Prozessen, einige Jahre vor dem Krieg, und da halten sich noch zahlreiche Hoffnungen: »Die Kommunisten Anna Seghers, Johannes R. Becher, Theodor Plivier, Bodo Uhse und Alfred Kantorowicz treffen sich im Schutzverband Emigrierter Deutscher Schriftsteller mit Liberalen wie Hermann Kesten, Walter Hasenclever, Ernst Weiß, Fritz Walter, Walter Mehring, Klaus Mann, oder gar mit romantischen Monarchisten wie Joseph Roth.«

Aus einem neuen Bändchen, das Texte Roths aus den Jahren zwischen 1933 und 1939 enthält – eine Sammlung von Briefen, Essays und Feuilletonbeiträgen – , kann der Leser die enorme Weitsicht des, nach eigener Auskunft, »österreichischen Monarchisten, konservativen Mannes und unerbittlichen Feindes jeder Regierung, an deren Spitze ein Tapezierer steht«, erkennen. So verquer dabei auch Roths politische Einschätzungen im einzelnen aussehen mögen – »Die Rettung Europas«, zitiert Mann einmal Roth, »konnte nur vom Hause Habsburg kommen, eine andere Hoffnung gab es nicht« – , so hellsichtig registriert er bereits in der Frühphase den Terror des NS-Regimes, gegen das er, wie es im Brief an Stefan Zweig vom 26. März 1933 heißt, kämpfen wollte: »Kein Sich-Ergeben in das, was man voreilig Schicksal nennt.« Mit der Exilierung und Verfolgung kritischer und insbesondere jüdischer Schriftsteller habe das Regime vor aller Welt dokumentiert, daß es den ganzen Geist der Moderne auslöschen möchte zugunsten eines verquasten Naturalismus: »Die Juden«, so Roth im Essay »Das Autodafé des Geistes« (1933) für die »Cahiers Juifs«, »haben die Stadtlandschaft und die Seelenlandschaft des Stadtbewohners entdeckt und geschildert. Sie haben die ganze Vielschichtigkeit der städtischen Zivilisation entschleiert. Sie haben das Kaffeehaus und die Fabrik entdeckt, die Bar und das Hotel, die Bank und das Kleinbürgertum der Hauptstadt, die Treffpunkte der Reichen und die Elendsviertel, die Sünde und das Laster, den städtischen Tag und die städtische Nacht, den Charakter des Bewohners der großen Städte.« Man mag dieser kleinen Anthologie insgesamt den Vorwurf machen, daß sie die Texte den Lesern völlig unkommentiert überläßt, verdienstvoll ist die Sammlung allemal.

Während Roth in Pariser Kaffeehäusern um sein Leben schreibt, dabei Unmengen an Alkoholika in sich hineingießt, hält sich Elias Canetti, ein damals noch kaum bekannter Schriftsteller, in England auf, zunächst in London, nach der Bombardierung dann im ländlichen Amersham. Aus dem Nachlaß des 1994 in Zürich gestorbenen Autors sind jetzt unter dem Titel *Party im Blitz* Texte erschienen, die zu unterschiedlichen Zeiten während der Arbeit an den Texten über die englischen Jahre entstanden. Canetti bezeichnet sich hier als »verlorener Emigrant«, dessen besonderes Vermögen – sicherlich dem Außenseiterstatus geschuldet – darin liege, die englischen Zustände und Verhältnisse, das besondere intellektuelle Klima, das er in (groß-)bürgerlichen Kreisen erleben konnte, zu registrieren. Sicherlich ist auch allerlei Geschwätz Canetti unterlaufen – neuerlicher Beleg dafür, daß nicht immer und unbedingt jede Nachlaßbemerkung gedruckt werden sollte – , es gibt aber auch überaus luzide Charakteristiken und Porträts bedeutender Zeitgenossen, darunter Bertrand Russell und Oskar Kokoschka, schließlich ein ebenso harsches wie ungerechtes Urteil über die englische Schriftstellerin Iris Murdoch sowie giftigste Anmerkungen zu T. S. Eliot.

Canetti, der von sich sagte, seine »Passion« bestehe darin, »von Menschen alles zu vernehmen, was sie über sich sagen wollen«, spürt den Idiosynkrasien und Eigenheiten seiner englischen Zeitgenossen nach, deren geselliges Leben »aus vergeblichen Annäherungsversuchen« bestehe. »Distanz ist eine Hauptübung der Engländer. Sie kommen einem nicht nah. Sie wollen, sie dürfen einem nicht nahe kommen. Zu ihrem Schutz hüllt sich die Person in Eis. Außen wird alles zurückgespiegelt. Drinnen friert man.« Partys sind trostlos, wie Canetti überhaupt die »Vertrocknungen, das Leben als gesteuerte Mumie«, als das »Schlimmste an England« erscheint. Demgegenüber beschwört er die Arbeit an seinem großen Lebensprojekt: einer Beschreibung der »Vielfältigkeit der Massen und der Tücken der Macht«.

Vom Krieg ist nur wenig zu spüren in diesen Texten; es scheint so, als habe Canetti – wie das gesamte Umfeld, in dem er sich seinerzeit bewegte – die Gefahren der »Generalweltanbrennung« (Fontane) durch die Nazis entweder ausgeblendet oder für nur gering erachtet. Die Luftkämpfe selber hat er als eine »Party im Blitz« erlebt und beschrieben: »In jenen Septembertagen des Jahres 1940 sah man von Hampstead Heath aus, wo wir damals wohnten, die Kämpfe zwischen britischen und deutschen Fliegern. Bei hellichtem Tage blickte man zum Himmel hinauf und folgten den Spuren der Flieger wie einem sportlichen Ereignis. Es war so spannend, daß man nur an die Kämpfe selber dachte. Vielleicht war man ein wenig stolz darauf, daß Engländer sich so gut schlugen, es hatte immerhin Dünkirchen gegeben. Hier aber, in der Luft, hatte man den Eindruck, daß Deutsche öfters getroffen wurden als Engländer. Über die Folgen der Kämpfe machte man sich weniger Gedanken, man konnte nicht wissen, wieviel davon abhing.« Dennoch schließt dieser Eintrag dann so: »Die Verbindung von Aufregung und Kälte während dieser Stunden sind mir in der Erinnerung daran das Unbegreiflichste.«

Man mag es auf die jugendliche Unreife Aleksandar Tismas zurückführen, jenes nachmaligen serbischen Autors, der präzise wie kaum ein anderer die Gewalttaten und Inhumanitäten der Lagersysteme, der Deportationen und Vertreibungen in Mittel- und Osteuropa zur Sprache gebracht hat, daß in seinem jetzt auf Deutsch vorliegenden Tagebuch 1942 bis 1951 kaum etwas zu merken ist von den weltpolitischen Auseinandersetzungen dieser Jahre. Statt dessen begegnet man einem ziemlichen männlichen Scheusal, dessen stete »Jagd nach Frauen« – wohlwollend gelesen – aufs Konto der Jugend gebucht sei: 21. Juni 1948 – »Der heutige Tag kann lehrreich für mich sein. Vormittags zog ich mit Vita herum, nachmittags quälte ich mich im Hotelzimmer mit der Rothaarigen ab, abends sah ich mir die ›Russische Frage‹ an und tanzte danach mit Ema. Alles leer und nutzlos bis auf ein paar künstlerische Effekte im Stück .... Vita ist hilflos und zerknirscht, die Rothaarige dumm und Ema konventionell. Ich kann besser sein als sie alle.«

Spannender sind da schon die poetologischen Selbstaussagen und Reflexionen Tismas, die den werdenden Schriftsteller zeigen. Früh nämlich spürt er die Notwendigkeit des Schreibens, fühlt eine Berufung zum Schriftsteller in sich, die er auch angesichts der Selbstzweifel über die Bedeutung der frühen Texte zu verteidigen bereit ist: »Ich muß vor allem begreifen: a) daß man sich mit Schreiben nicht befassen darf, sondern sich ihm widmen muß (sonst bleibt man Dilettant), b) daß man dafür nichts ›opfern‹ muß, denn Schreiben ist das einzig mögliche Glück.« Deutlich wird mit zunehmender Lektüre der Tagebuchaufzeichnungen, daß und inwieweit für Tisma das Schreiben eine Befreiung bedeutete – denn zum Kämpfen, heißt es einmal, sei er ebensowenig berufen wie zur Parteiarbeit geeignet, wiewohl der Marxismus (und selbst Stalins Texte) ihm zeitweise eine Orientierung gegeben hätten. »Man muß unabhängig sein«, ruft er sich am 8. Juli 1948 zu – unabhängig von der Doktrin, der Ideologie, der Partei, ja des gesamten Systems. Das sagt sich ein junger Mensch, der sich – sprachlich ungemein talentiert – zwischen den Sprachen, Kulturen, Identitäten und Mentalitäten hin- und hergerissen fühlt, der von Novi Sad nach Budapest und Belgrad und wieder zurück reist und ungarische, slowenische, serbische und kroatische Erbschaften und Einflüsse zu verarbeiten gezwungen ist.

Das Ende aber steht bereits am Anfang dieser Tagebücher fest: Tisma begreift sich als ein »Zweifler ohne Ideale«, als jemand zwar, der schreiben kann, der aber ein »komplizierter Charakter« ist. Lesen wir dann über die teilweise ermüdenden Passagen seiner sexuellen Obsessionen weg, so sehen wir der Geburt eines Schriftstellers zu, der in den Wirren der Zeit und seinen eigenen Widersprüchen zu seinem Thema findet. Daß er sich nie öffentlich inszenierte (wie etwa Thomas Mann, den Tisma im übrigen verehrte), sondern sich vielmehr in ständigen Selbstzweifeln wand, macht die Lektüre der Tagebücher so aufregend: »Ich schreibe und schreibe, nur um das alles eines Tages zu vernichten.« Den Nachlaßverwaltern sei Dank, daß dies nicht geschah!

Aleksandar Tisma: *Reise in mein vergessenes Ich. Tagebuch 1942-1951.* Hanser, München 2003, 336 Seiten, 29,50 Euro

Elias Canetti: *Party im Blitz. Die englischen Jahre.* Hanser, München 2003, 240 Seiten, 17,90 Euro

Joseph Roth: *Die Filiale der Hölle auf Erden. Schriften aus der Emigration*. Kiepenheuer und Witsch, Köln 2003, 186 Seiten, 8,90 Euro

Hans Sahl: *Jemand. Ein Chorwerk.* Buch mit CD. Bostelmann und Siebenhaar, Berlin 2003, 180 Seiten, 29,80 Euro

---

Werner Jung schrieb in KONKRET 4/03 über Gerd Fuchs' Roman »Die Auswanderer«

Literatur-Konkret 2003, S. 28

Jens Hoffmann

Normalität?

Salomon Korn: Die fragile Grundlage. Philo, Berlin/ Wien 2003, 193 Seiten, 22 Euro
Rezension

Damit auch alle sofort begreifen, was sie hier erwartet, wird »Normalität« in deutschen Wörterbüchern gern mit »Vorschriftsmäßigkeit« übersetzt. Das zum Begriff passende Geräusch entsteht, wenn diese mit großer Sorgfalt gestanzten Aktenordnerdeckel in die ebenso sorgfältig verchromten wie bewundernswert exakt gebogenen Einzelblatthalterungen einrasten. Tun sie das nicht, ist mindestens der innere Frieden dieses schönen Landes in Gefahr.

Jüdisches Leben war in Deutschland bislang nur insofern normal, als es immer von Vorschriften der nichtjüdischen Mehrheit sanktioniert wurde. In seinem jüngsten Buch weist Salomon Korn darauf hin, daß Juden in Deutschland bis 1933 nur um den Preis der Assimilation und Selbstverleugnung hoffen konnten, als Bürger geduldet zu werden. Er erinnert ferner daran, daß sie auch dann noch als fremd oder anders galten, wenn sie sich bemühten, deutscher zu sein als die Deutschen.

Korn interessiert die Darstellung des Verhältnisses von Juden und Nichtjuden weniger aus historiographischen als aus politischen Gründen. Da es das Leben der Leute unnötig erschwert, wenn sie nicht nur einmal, sondern immer wieder mit großer Leidenschaft in dieselbe Sackgasse hineinlaufen, plädiert Korn für den Abschied von liebgewonnenen, für die Gegenwart und Zukunft jüdischen Lebens jedoch wenig hilfreichen Überzeugungen und Legenden. Er wendet sich gegen die Wiederbelebung des Mythos der deutsch-jüdischen Kultur und verteidigt – mit leicht wehmütigen Erinnerungen an christlich-jüdische Weihnukka-Feste – die politisch notwendige Abkehr von den Vorkriegstraditionen des deutschen Judentums.

Mit Mainstreamdeutschen, die der »weiterhin transitorischen, nicht exakt definierbaren Existenz jüdischen Lebens« feindlich gegenüberstehen – Merz und seine mit echten Bundesadlerfedern toupierte Leitkultur sind nur ein Beispiel – , sucht Korn die Auseinandersetzung. Ob hierzulande allerdings auch Leute leben, die Juden in ihren Kämpfen um gesellschaftliche Anerkennung nicht allein lassen wollen, wird sich zeigen.

Literatur-Konkret 2003, S. 28

Frank Schäfer

Familienzusammenführung

Klaus Modick: Der kretische Gast. Eichborn, Frankfurt a. M. 2003, 457 Seiten, 24,90 Euro
Rezension

In zweifacher Hinsicht ein historischer Roman. Die erste Handlungsebene wird in den Jahren 1943 ff. situiert, die zweite 1975. Zwei Liebes- und Initiationsgeschichten hat Modick hier verwoben, und wie er die schiere Masse des Stoffes bändigt, beweist einmal mehr seine erzählerische Souveränität.

Johann Martens, ein Archäologe, wird nach Kreta entsandt, »jener prägermanischen Einflußzone hellenischen Ariertums«, um die dort noch verbliebenen Kunstschätze »für anschließende Rückführmaßnahmen ins Herz- und Kernland zu kennzeichnen«. Er wird trotz des Terrors der deutschen Besatzungsmacht als Gast aufgenommen, freundet sich an mit den Einheimischen, die sich in Guerilla-Aktionen gegen die Fremdherrschaft zur Wehr setzen und von der Wehrmacht brutal bestraft werden. Martens wird von seinem Vorgesetzten Leutnant Hollbach gezwungen, als Dolmetscher an einer solchen »Sühnemaßnahme« teilzunehmen, fotografiert verbotenerweise die Exekutionen, ist schockiert und schließt sich daraufhin den Insel-Partisanen an. Aus dem Mitläufer und inneren Emigranten wird der Kämpfer für die kretische Sache. Nicht ganz unschuldig daran ist Eleni, die er heiratet, mit der er ein Kind hat. Am Ende des Krieges wird Martens von Hollbach erschossen, weil der die Fotos fürchtet. Die sind gut versteckt und warten nur darauf, entdeckt zu werden. Und zwar von Hollbachs Sohn Lukas, den es dreißig Jahre später nach Kreta zieht, weil er etwas ahnt. Und mit detektivischem Spürsinn, einigen Zufällen und der vom Autor immer wieder aufgerufenen Macht des Schicksal findet er die Fotos und zuvor Sophia, Martens Tochter. Sie verlieben sich, und so wird aus Lukas noch so ein kretischer Gast, der sich der Freundschaft der Insulaner als würdig erweist. Und mit ihrer Liebe versöhnen sie zugleich die blutige Familien- und stellvertretend vielleicht sogar Zeitgeschichte.

An so etwas wie Wahrscheinlichkeit ist der Plot ziemlich weit vorbeigerauscht. Es riecht nach Kolportage, und entsprechend spannend ist der Roman denn auch. Ein saftiger, auch kulturhistorisch lehrreicher Historienschinken eben. Aber Modick will ja mehr, will Kunst. So werden die beiden sich immer wieder unterbrechenden Handlungsstränge auch literarisch verknüpft. Und da verläßt den Autor seine Abgeklärtheit. Er stellt die eigene Kunstfertigkeit zu deutlich aus. Etwa, wenn er subkutan Übereinstimmungen, ja beinahe eine Identifikation der beiden deutschen Gäste Johann und Lukas suggeriert. Das ist anfangs recht subtil gemacht, aber wenn man den Kniff erstmal raus hat, und das dauert nicht lange, ist man denn doch verärgert darüber, daß Modick ihn dann immer wieder, fast mechanisch wiederholt, weil er dem Leser offenbar so wenig zutraut.

Literatur-Konkret 2003, S. 29

Thomas Blum

Onkel Adolf

Michael Degen: Blondi. List, München 2003, 465 Seiten, 8,95 Euro
ders.: Nicht alle waren Mörder. List, München 2002, 332 Seiten, 8,95 Euro
Rezension

In *Nicht alle waren Mörder* erzählt der Schauspieler Michael Degen von seiner Kindheit in der Nazizeit, die er in Verstecken in Berlin überlebt hat. Nachdem es ihm und seiner Mutter gelungen ist, der Deportation zu entgehen, treffen sie »Freunde und Fremde, Menschen, die nicht fragten, sondern wortlos halfen« (Klappentext).

Das »glänzend geschriebene Buch« (Klappentext) ist nicht glänzend geschrieben. Auffallend sind unter anderem eine beeindruckende Beschränktheit der Wortwahl und die ständige Variation des Immergleichen. Die eine hat »ganz dicke Brillengläser, mit denen sie uns aus riesigen Eulenaugen anstarrte« oder »kann einen durch die dicken Gläser ganz listig und hinterhältig-spöttisch ansehen«, ein anderer kann »sein Glasauge ganz bedrohlich funkeln lassen«, so daß er einen auch prompt später »mit seinem Glasauge bedrohlich anfunkelte«, was aber andere nicht daran hindert, dasselbe zu tun: »und ihre Augen begannen bedrohlich zu funkeln«. Auch sonst haben die Personen entweder »ein Grinsen in den Augen«, »Schreck in ihren Augen«, »einen durchdringenden Blick«, tun irgendwas, »ohne die Augen von ihm zu lassen«. Wie gesagt: glänzend geschrieben.

In seinem Roman *Blondi* traut sich der Autor noch mehr als den unbeholfenen Groschenromanstil, in dem er seine Kindheitserinnerungen verfaßt hat. Diesmal hat er sich eine bizarre Geschichte ausgedacht: Eine ins Vernichtungslager deportierte Jüdin, anfangs die Erzählerin des Romans, findet sich nach ihrer Ermordung zunächst im Jenseits wieder, plaudert mit Nebukadnezar und Heinrich Heine, wird dann als Hitlers Schäferhündin »Blondi«, die nun zur Erzählerin wird, wiedergeboren und verlebt fortan eine fidele Zeit mit »Onkel Adolf«, wie sie ihn nennt.

Das besonders Obszöne an dem Druckerzeugnis ist, daß der Nationalsozialismus und der Holocaust, die hier nicht mehr sind als die Kulisse für einen durchweg abgeschmackten Text, nicht bloß durch die Degensche Sprachsimplifizierungsmaschinerie getrieben und derart als reale historische Gegenstände selbst denunziert, sondern auch durch den prätentiös-verschmalzten Ton banalisiert werden, in dem der Autor seine Erzählerin berichten läßt. Die Ankunft im Vernichtungslager schildert Degen so: »Endlich kamen wir aber doch ans Ziel. Und als die ... Abteiltüren zurückgeschoben waren, empfing uns eine kühle und überaus wohltuende Nachtluft. Auf dem Bahnsteig standen große, gutgewachsene junge Leute in prachtvollen Uniformen, die uns mit eindeutigen Gesten aufforderten, den Zug zu verlassen ... Dann standen wir da und atmeten die Luft ein. ›Welch eine Luft‹, dachte ich.« Genau richtig für einen Sonntagmorgenspaziergang übers KZ-Gelände, möchte man meinen. Selbst der Tod in der Gaskammer wird vom Zuckergußgeschwafel des Loreromans nicht verschont: »Einzig das Sich-Fügen in ein unabänderliches Schicksal konnte das Todeserlebnis erträglich machen«, und das Sterben erinnert die Erzählerin »unwillkürlich an ein grausiges und hochartifizielles Ballett«.

Nach der Wiedergeburt der Protagonistin als »Blondi« geschieht das Entscheidende: die Begegnung mit dem Führer. Und wer bei der Lektüre des ersten Buchs von Degen aufmerksam war, ahnt bereits, was jetzt kommt: »Seine großen blauen, etwas hervorquellenden Augen schauten ausdruckslos über alles hinweg.« Fortan ist »Blondi« dem Faszinosum des Hitlerschen Augenspiels verfallen. Der Führer spricht »stolz und leuchtenden Auges« und fixierte sie »mit seinen drohenden blauen Augen«, die dann auch noch »zu funkeln« anfangen. Über einen Professor heißt es: »Er hatte ebenso blaue Augen wie der Großmächtige, aber ihnen fehlte der Stahl im Blick.«

Doch selbst wenn man von all den klischeehaften und wohl überwiegend aus Augenarztromanen abgeschriebenen Formulierungen absieht, ist der Roman sprachlich jenseits von Gut und Böse. Es gibt »Schilderungen, die mir widerfahren sind«, eine »Gemeinsamkeit, die mich überkam«, einen »kleinen Finger, der das Faß überlaufen läßt«. Der im Jenseits auftretende Heinrich Heine sagt Sätze wie diesen: »Damit haben Sie sich zwischen zwei einflußreiche Stühle gesetzt.«

Auf Seite 194, als »Blondi« beschreibt, wie sie von »Wolf«, einem anderen Köter Hitlers, bestiegen wird (»mit hochgerecktem Glied ... Blutrot und nicht sehr groß, zeigte es mir, was er mit mir zu tun gedachte ... Seine Ausdauer überwältigte mich. Selbst nach mehrmaligem, erheblichem Samenerguß arbeitete er unermüdlich weiter. Sein niedlicher Schwanz knickte nie weg, und sein endloser Appetit auf mich konnte nichts anders als eine rührende Liebeserklärung bedeuten ...«), habe ich die Lektüre beendet.

Literatur-Konkret 2003, S. 30

Marit Hofmann

Der Russ□

Siegfried Lenz: Fundb□ ro. Hoffmann und Campe, Hamburg 2003, 338 Seiten, 21,90 Euro
Wladimir Kaminer: Mein deutsches Dschungelbuch. Manhattan, M□ nchen 2003, 256 Seiten, 18 Euro
Rezension

Siegfried Lenz: Fundbüro. Hoffmann und Campe, Hamburg 2003, 338 Seiten, 21,90 Euro

Muß lange her sein, seit Siegfried Lenz das letzte Mal mit einem unter 30 gesprochen hat. Wenn sein 24jähriger Protagonist sich mit einer jungen Dame trifft, läuft das so ab: »Gemütlich haben Sie's hier«. – »Es läßt sich aushalten.« – »Auch etwas für die Gesundheit?« – »Gern.«

Der unzeitgemäße Held des Romans, der in den neunziger Jahren spielen soll, arbeitet – Symbolik! – in einem Fundbüro, wo er mit der ganzen Besinnungslosigkeit »unserer schnellebigen Zeit« konfrontiert wird. Aber wenn er »einem Antragsteller zu seinem Eigentum verhelfen kann, bin ich nicht weniger glücklich als er selbst«. Der Junggeselle will keine Karriere machen und sich aus allem raushalten. Lenz erzählt das Märchen, wie er dennoch lernt, Zivilcourage zu zeigen, und damit eine Welle der Solidarität unter den Bewohnern einer Hochhaussiedlung im Kampf gegen eine rassistische »Motorradbande« auslöst.

Gleichzeitig schwelgen Lenz' Figuren – deren Namen, ob nun Albert Bußmann, Paula Blohm oder Doktor Fedor Lagutin, wie unfreiwillige Verfremdungseffekte wirken – gern in Erinnerungen an die böse alte Zeit. Ein Wissenschaftler verlor nach einem Fliegerangriff seine Schwester und trifft sie erst Jahre später wieder, ein anderer erzählt von der Kriegsgefangenschaft seines Vaters irgendwo »hinterm Ural«, bei den Baschkiren, die, wie wir lernen, »etwas Tatarisches« an sich haben. Aus Aluminiumblech habe dieser tapfere deutsche Soldat sich im Gefangenenlager einen Löffel gebastelt, den er noch heute in Ehren halte: »Sie werden es nicht für möglich halten, was mein Vater auch ißt: Mit seinem eigenen Löffel schmeckt er aus allem mehr und anderes heraus, als wenn er ein Massenprodukt gebraucht.«

Das muß der ehemalige Marinesoldat Lenz wohl mit seinem »traumatischen Fundus an Erfahrung« gemeint haben, aus dem er angeblich beim Schreiben schöpft (»es müssen nicht einmal eigene Erfahrungen sein«). Als Günter Grass via »Wilhelm Gustloff« die Vertriebenen als Kriegsopfer entdeckte, hat Lenz für ihn »entschieden Partei ergriffen«. Nun sekundiert der eine Großschriftsteller dem anderen ganz nebenbei auch noch in einem Roman, der originellerweise dem Großverleger Thomas Ganske gewidmet ist. Lenz' unzeitgemäße Betrachtungen erweisen sich damit als erschreckend up to date.

Wladimir Kaminer: Mein deutsches Dschungelbuch. Manhattan, München 2003, 256 Seiten, 18 Euro

»Der Russe kommt« – so werden Wladimir Kaminers Lesetermine immer wieder gern in der Regionalpresse angekündigt. Bisweilen auch mit dem Zusatz: »Das klingt für uns immer noch furchtbar« (»Schwäbisches Tagblatt«). In seinem neuen Buch, in dem er die Ergebnisse seiner ethnologischen Forschungsreisen durch deutsche Metropolen und Käffer plaudernd zusammenträgt, amüsiert sich Kaminer über die gängigen Charakterisierungen seiner Person: »Manchmal schreiben sie auch ›Deutscher Autor russischer Herkunft‹ oder ›Ein jüdischer Schriftsteller‹. Die Leser wundern sich wahrscheinlich und fragen sich: Hey, ist das nicht alles der gleiche Typ?«

Als im Herbst 2002 – zu Recht – gegen den Auftritt russischer Neonazis in Kaminers »Russendisko« im Berliner Kaffee Burger protestiert wurde, verteidigte Kaminer den Sänger Jegor Letow, Mitbegründer der National-Bolschewistischen Partei Rußlands, unter anderem, indem er sich auf die »russische Würde« berief. Offenbar wollte sich der »deutsche Autor russischer Herkunft« nicht ausgerechnet von Deutschen erklären lassen, welche seiner Landsleute Nazis sind.

Den Bewohnern seiner Wahlheimat gegenüber wahrt Kaminer Distanz, getreu seiner Maxime: »Ich bin ein Fremder und möchte dies auch bleiben.« Was dazu führt, das sein Blick auf die Deutschen nicht nur mehr oder weniger amüsant, sondern auch entlarvend ist. Scheinbar naiv und ohne Arg beschreibt er in seinem *deutschen Dschungelbuch* den geplanten Abriß der sozialistischen Betonfahne in Halle, durch die sich »die Mehrheit der Hallenser ... bedroht« fühle, das übermäßige Polizeiaufgebot in Hamburg, das ihn an St. Petersburg erinnert, die antiamerikanische Schadenfreude von Fußballfans bei der letzten WM.

In Fulda erhält Kaminer als Leselohn das Buch *Als der Ami kam. Fulda in der Stunde der Entscheidung,* das perfekt in den deutschen »Opferdiskurs« paßt. Kaminers grandiose Inhaltsangabe: »Der Autor, Herr Lochmann, ein tapferer Wehrmachtsoffizier war sieben Mal verwundet worden, danach leitete er in Fulda die amerikanische Feuerwehr ... (Die Fuldaer) übergaben die Stadt den Amerikanern fast kampflos. Als Dank für diese tolle Geste plünderten die freigelassenen Zwangsarbeiter wie wild die halbe Stadt ... Die undankbaren Fremdarbeiter ... überfielen die Bevölkerung. Die Amerikaner

schauten weg und wollten nicht so richtig helfen. Außerdem wurde die Stadt trotz aller Bemühungen doch noch ordentlich bombardiert ... Ausgerechnet ein jüdischer Junge aus Fulda war schuld. Lange vor dem Krieg hatte die Stadt bereits ihre jüdische Bevölkerung entfernt ... Die Familie des Fuldaer Jungen Erwin konnte sich freikaufen und aus dem KZ Buchenwald nach England auswandern. Danach flog der Junge nach Amerika, wo er dann Obergefreiter in der Luftwaffe wurde. Laut Herrn Lochmann hatte Erwin nur einen Traum: Fulda zu bombardieren!«

Doch selbst solche Texte schützen nicht vor dummen Fragen. In Sindelfingen bekannte ein älterer Lesungsbesucher, er wolle sich nicht mehr für seine Jugend »unter Hitler« rechtfertigen, und fragte, wie denn der Russe mit der Erfahrung umgehe, in einer Diktatur aufgewachsen zu sein.

Literatur-Konkret 2003, S. 30

Jan Süselbeck

Das Unsagbare

Axel Dunker: Die anwesende Abwesenheit. Wilhelm Fink, München, 333 Seiten, 34 Euro
Rezension

»Alle Kultur nach Auschwitz, samt der dringlichen Kritik daran, ist Müll«, schreibt Adorno in der *Negativen Dialektik.* Nicht nur die Frage, ob es noch statthaft sei, nach jener Zäsur Gedichte zu schreiben, sondern auch das Problem, wie ein Trauma von solch »unsagbaren« Ausmaßen überhaupt angemessen literarisch darstellbar sein könnte, beschäftigt seit Jahrzehnten die Literaturwissenschaft in den USA und in Israel. In Deutschland, wo man sich täglich mit einer Sprache beschäftigt, die seit Auschwitz zu einer Sprache der Täter geworden ist, scheint das Thema die Germanisten bisher nicht sonderlich interessiert zu haben.

Um so erfreulicher ist es, daß nun der Mainzer Literaturwissenschaftler Axel Dunker eine umfassende Studie vorgelegt hat, die die internationale Diskussion seit Adorno detailliert rekapituliert und in der Literatur nach neuen sprachlichen Formen sucht, die sich in der Darstellung des »Undechiffrierbaren« seit 1945 entwickelt haben. Dunker bezieht dabei auch die aktuellen Debatten um Mahnmale und »erinnernde« Architektur mit ein. So wie in Libeskinds Jüdischem Museum Berlin die »Voids«, die gähnende Leere der Raum-Architektur, die »anwesende Abwesenheit« der Millionen Opfer zu repräsentieren versucht, die sich buchstäblich in Asche und Rauch aufgelöst haben, so hat ein ähnlich formbildendes Paradoxon laut Dunker auch Besitz von den Texten ergriffen, die sich mit Auschwitz beschäftigen.

Demnach kann nicht mehr die Metapher die bestimmende Figur in einer Literatur sein, die versuchen muß, das »Unsagbare« zu sagen, da ein »Vergleich« immer auf eine Verharmlosung hinausläuft. Es gibt keinen Vergleich zu Auschwitz. Erstaunlich hartnäckig hält sich trotz alledem der Rekurs auf Dantes *Divina Commedia* als stilbildendes *tertium comparationis* der Erinnerung: selbst bei Auschwitz-Überlebenden wie Primo Levi. Dunker zeigt, wie unangemessen, ja fatal ein solcher Rekurs auf antiquierte christliche Mythen ist. Das Problem besteht hierbei in der Rezeption: Levi wußte aus eigener Anschauung, daß Dantes »Inferno« niemals das illustrieren kann, was er erlitt und was ihn schließlich, nach diversen Versuchen der literarischen Aufarbeitung, in den Selbstmord trieb. Doch beim Leser kann man, zumal mit wachsendem historischen Abstand zum Geschehen, eine Fähigkeit zu solcher Differenzierung nicht mehr unterstellen.

Hier setzt Dunkers Suche an: Wie sieht Literatur aus, die diese Problematik reflektiert hat? In ausführlichen Kapiteln über so verschiedene Autorinnen und Autoren wie Jorge Semprun, W. G. Sebald, Elfriede Jelinek, Raymond Federman, Peter Weiss u.a. macht Dunker anschaulich, daß die Metonymie und die Verschiebung in den Subtext zu einer neuen Sprache des Erinnerns geführt hat: Haare, Brillen und Schuhe etwa haben seit Auschwitz begonnen, sich als Symbole zu verselbständigen. Vor diesem Hintergrund muß sich auch die Rezeption derjenigen Literatur verändern, die vorgibt, sich um Auschwitz nicht zu scheren: Die Spur der totalen Vernichtung läßt sich der Sprache ablesen. So ist ein bloßer Schornstein zu einem Emblem geworden, über das auch Autoren, die von der jüngsten Geschichte nichts wissen wollen, die Kontrolle verlieren: »Wer die Wahrnehmung des Holocaust wegzuschieben versucht, wird von ihm eingeholt«, schreibt Dunker. Allein schon wegen der Bandbreite der Untersuchung ist Dunkers Buch ein wichtiger Beitrag zu einer Diskussion, die über die achselzuckende Zitierung des notorisch mißverstandenen Adorno-Diktums hinausgehen könnte.

Literatur-Konkret 2003, S. 32

Michel Raus

Der alte Mann und das Heer

Peter Härtling: Leben lernen. Erinnerungen. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2003, 378 Seiten, 22,90 Euro
Rezension

»Es ist der 5. März 2003. Die Welt wartet auf einen Krieg. Das ist ein pathetischer Satz. Nur läßt die Zeit keinen anderen zu« – mit dieser Feststellung schlägt Peter Härtling einen 378 Seiten langen Erinnerungsbogen aus letzten Weltkriegstagen zum Vorabend des Irakkrieges. Dazwischen liegt die Flucht einer deutschen Familie im tschechisch-österreichisch-süddeutschen Dreiländereck, liegt die wunderliche Emanzipation des Hitlerjungen, die Karriere des Journalisten, des Verlegers und schließlich der Erfolg des Schriftstellers Härtling, der kollektiver und individueller Erinnerung Herr zu werden sucht.

Da die Memoiren eine Art Sachbuch werden sollen, bleibt Härtling dem Anliegen der Romane, Erinnerung ständig zu hinterfragen, nur bedingt treu und berichtet dafür gradliniger, wie er in die neue Heimat Schwaben und in den Beruf des Journalisten hineinwächst, wie sich der Journalist allmählich in den Schriftsteller und der Schriftsteller in den Verleger (S. Fischer) verwandelt. Quasi sublingual plaudert Härtling dem Leser die tragikomische Nachkriegsgeschichte des deutschen Verlagswesens vor, gewährt ihm aber nur einen flüchtigen Blick hinter die Kulissen des »freien« Literaturmarktes und spart sich, vielleicht weil er selber als Autor dem Heißhungers eines Großverlegers verfällt, leider den Kommentar einer Entwicklung, die Häuser wie Fischer, Rowohlt und Kiepenheuer & Witsch zum Holtzbrinck-Trust zusammenschnurren läßt.

Leben lernen nährt den Verdacht, der 70jährige Memorialist sehe sich als Achse, um die jahrelang eine Mehrzahl deutscher Literaten, Medienmenschen und sonstiger »Kulturträger« rotieren. Seine Erinnerungen dürfen jedoch auch als menschelnde Geschichte der deutschen Literaturszene in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gelesen werden.

Verdient macht sich Peter Härtling vor allem dadurch, daß er mit sich, dem Flüchtling, kein Mitleid aufkommen läßt, geschweige denn im Gefolge der »obersudetendeutschen« Erika Steinbach und ihres Gefolgsmanns Peter Glotz nach einem Denkmal für die »Leiden« der deutschen Vertriebenen schreit. Denkt mal, scheint die Moral vor allem der ersten Hälfte von *Leben lernen* zu lauten, dann erübrigt sich jedes Denkmal!

Literatur-Konkret 2003, S. 33

Roland Buhles

Durchhalten

Martha Kent: Eine Porzellanscherbe im Graben. Scherz, Bern 2003, 416 Seiten, 19,90 Euro
Rezension

Das kleine Mädchen ist fünf Jahre alt, als das große Morden zu Ende geht. Keine Erinnerung ist in ihm an das Leben vor der Gefangenschaft, an den Überfall, an das deutsche Herrenmenschentum, an die Opfer der polnischen Bevölkerung. Die nächsten vier Jahre werden die härtesten seines Lebens sein. Es hat keine Schuld und ist nicht satisfaktionsfähig.

Im März 1945 wird die Familie auf der Flucht gen Westen von der Roten Armee eingeholt. Sie gehört zur volksdeutschen Minderheit aus dem Gebiet des Flusses Narew nordöstlich von Warschau, lebt von der Landwirtschaft, hat Grundbesitz. Die Familie mit acht Kindern wird bis 1947 an einen Bauern »vermietet«. Dann wird sie getrennt. Martha kommt mit ihrer Mutter in ein Lager in Potulice. Polnische Gefangene hatten hier unter deutschen Besatzern ihr eigenes Gefängnis bauen müssen. Damit hofften die Deutschen, den Widerstand besser unterdrücken zu können. Ehemalige Gefangene waren nun die Bewacher der »Volksdeutschen«.

Marthas Mutter befindet sich in der Baracke nebenan. Sonntags darf die Tochter zu ihr. Das Kind nistet sich in seiner Gefangenschaft ein. Die Vorgänge um es herum, die es nicht versteht, die ihm niemand vermittelt, integriert es in sein magisches Weltbild. In eindrucksvollen Bildern gelingt es der Autorin, diese Leidenssituation ohne Larmoyanz und Sentimentalität zu skizzieren. Es sind Bilder, real und alptraumhaft zugleich, die Martha Kent ihr ganzes Leben begleiten.

Schließlich entläßt man die Familie 1949 in die sowjetische Besatzungszone. Die Freiheit, die vor allem der Mutter als wesentliches Gut vorzuschweben scheint, will man im Westen, in der amerikanischen Zone, finden. Noch im gleichen Jahr gelangen sie nach Hessen, wo sie eine Baracke in einem Flüchtlingslager beziehen. Die Eltern halten sich für »geschlagen« und »verwünscht«, hadern mit dem Verlust ihres Besitzes. Obwohl sich Martha in ihrer Umgebung zurechtfindet, wandert die Familie 1952 nach Kanada aus. Trotz der Bewunderung für die sich politisierende studentische Jugend bleibt Martha während ihres Studiums der Germanistik und Psychologie Außenseiterin. Als Psychologin erleidet sie eine Psychose und muß selbst in die Psychiatrie. Ihre Geschichte hat sie eingeholt.

Das Kindheitstrauma beginnt sich erst aufzulösen, als sie anfängt zu schreiben. In ihrer Familie wurde nie über »Fehler der Vergangenheit« gesprochen. Die Mutter gab hauptsächlich Lebensweisheiten von der Stange von sich, war halsstarrig, dickköpfig und stolz. »Mutters Lieblingsworte waren immer ›zusammenhalten, durchhalten, aushalten, mithalten‹.« Martha schaffte es nie, sich davon zu lösen. Bis jetzt: Empathie ermöglicht Befreiung, das ist die Erkenntnis, mit der sie sich von den Lebensmaximen der Mutter absetzt. Genau diese psychologisch-familiären Probleme stehen im Mittelpunkt, politisch-historische Fragen geben die Folie ab.

Warum der Verlag das Titelbild in Anlehnung an eine Fotografie von der Selektion ungarischer Juden 1944 in Auschwitz gestaltet, bleibt genauso schleierhaft wie die Untertitelung »Eine deutsche Flüchtlingskindheit«. Der Kindheitstext umfaßt nicht einmal 20 Prozent des Buches. Trotz einiger ungenauer Formulierungen und Schwächen unterliegt Martha Kent nicht der Gefahr, Vertreibung und Naziverbrechen gegeneinander aufzurechnen. Als sie ihr Schweigen durchbricht, erkennt sie die Möglichkeiten, sich mit den Erfahrungen ihrer Kindheit auseinanderzusetzen. Sie reist zu einer Gedenk- und Versöhnungsfeier nach Potulice. Von einer »Enttabuisierung« kann keine Rede sein, weil sie die historischen Umstände längst beschrieben und erforscht findet.

Dies ist – anders als zahlreiche Veröffentlichungen zum Thema – kein Text, der dazu geeignet ist, die Vertreibung der Deutschen als die eigentliche Opfergeschichte des Zweiten Weltkriegs zu konstruieren. Eine Revision der Vertreibung à la Glotz oder Grass macht er nicht möglich. Offenbar aber spekuliert der Verlag genau darauf.

Literatur-Konkret 2003, S. 33

Klaus Thörner

Befreiungsdiskurs

Michael Klundt/Samuel Salzborn u.a.: Erinnern, Verdrängen, Vergessen. NBKK, Giessen 2003, 180 Seiten, 10 Euro
Rezension

Die deutschen Vertriebenen werden wiedererweckt, KZ-Gedenkstätten zu Ausflugszielen für Anhänger der Totalitarismustheorie umgewandelt, und Walser und Möllemann gelten als Sprachrohre der nicht-öffentlichen Meinung. In einem neuen Sammelband analysieren vier Autoren die geschichtspolitische Entwicklung der Berliner Republik.

Samuel Salzborn bringt den rotgrünen Expansionismus treffend mit dem neuen deutschen Opferdiskurs in Verbindung, der »auch ein erneuerter deutscher Befreiungsdiskurs ist«. Michael Klundt beschreibt, wie die neukonzipierte Wehrmachtsausstellung Verbrechen der Landser banalisiert und damit den deutschen Familienfrieden wiederherstellt. Gerd Wiegel zeigt, wie unter Rotgrün eine Erinnerung an den Holocaust als universalisiertes Phänomen etabliert wurde, das nun als Standortfaktor zum Einsatz kommt.

Marc Schwietring erinnert daran, daß gleich nachdem die Alliierten den Deutschen in den fünfziger Jahren die Gedenkstättengestaltung überließen, die Benennung deutscher Verbrechen entkonkretisiert oder gänzlich gestrichen wurde. Beispiel: Bei Bremervörde wurde 1956 ein sowjetisches Ehrenmal mit der Inschrift »Hier ruhen 40.000 russische Soldaten und Offiziere, zu Tode gequält in der Nazigefangenschaft« vom Land Niedersachsen gesprengt. Begründung: Die Zahl der Toten sei Propaganda und könne »leicht ein Todesurteil für die Bewohner des Kreises Bremervörde bedeuten, wenn eines Tages die Russen hier vorbeikommen sollten«.

Bald entdecken Kommunen den »touristischen Wert« von KZ-Gedenkstätten. Diese werden zum Teil deutscher Freizeitkultur – die moderne Form des mittelalterlichen Folterkellers in der Ritterburg; »Erlebnisorte«, die der eigenen Zeit nicht mehr angehören und deshalb ohne schlechtes Gewissen den Reiz des Gruselns befriedigen. So können sich die Deutschen, nachdem die Resultate ihres Vernichtungskrieges entkonkretisiert worden sind, ihrem Opfergebaren, dem neuen Expansionismus und der Spaßkultur auf den Leichenbergen zuwenden. Der Sammelband weist prägnant auf diese Entwicklungen hin und sollte als Ausgangspunkt einer vertieften Analyse und Kritik deutscher Erinnerungspolitik gelesen werden.

Literatur-Konkret 2003, S. 34

Hermann Kant

(Hi)story

Robert A. Caro: The Years of Lyndon Johnson, Vol. 3. Random House, London 2003, 1.182 Seiten, 34,80 Euro
Rezension

Es wiegt anderthalb Kilo, hat 1.182 großformatige Seiten, eignet sich weder für Strand, Bett oder Bahn, kostet 34,80 Euro und ist der englischsprachige dritte Band einer vorerst auf vier ähnlich umfangreiche Teile veranschlagten Biographie, deren erster Abschnitt bereits 1982 vorgelegt wurde. Das sperrige Werk handelt von einer sperrigen Person, die sich weitgehend aus unserem Gedächtnis gestohlen hat und uns auch weitgehend gestohlen bleiben sollte. Ihr Name wird im Titel des Buches mit einer ihrer zeitweiligen Funktionen verbunden: *The Years of Lyndon Johnson, Volume 3, Master of the Senate*.

Wer soll so was kaufen und sich wochenlang damit mühen? Welcher Verlag wird – nach solchen Fragen – eine 5.000-Seiten-Übersetzung in Auftrag geben und genügend 5.000-Seiten-Leser finden? Welche öffentliche Bibliothek kann ihr Budget mit einem derartigen Ankauf schmälern? Welche Redaktion gäbe einer Rezension angemessenen Raum und fände einen angemessenen Rezensenten?

Die beiden letzten Fragen lassen sich beantworten: KONKRET hat den Platz, weil ich nicht viel davon brauche. Ich sage kurz und bündig, dies sei das beste politische Buch, das ich je gelesen habe. Oder eines der besten Bücher, die ich jemals las. Der Autor, Robert A. Caro, ist gleichermaßen gediegenster Rechercheur wie gewieftester Erzähler. Man hat es mit einem peniblen Forscher und gerissenen Dramatiker zu tun, dem es an Zorn so wenig wie an Sprache und Humor gebricht.

Lyndon B. Johnson, der mysteriöse Titelheld und infame Akteur dieses atemberaubenden Geschäftsordnungs-Thrillers, erscheint als verschlagener Manipulator, der – immer seine Präsidentschaft im Auge, die er ohne Zustimmung von Nord- wie Südstaaten nicht erreichen konnte – Gesetzgebungs- und Bürgerrechtsberge solange kreißen ließ, bis in der Gestalt einer Wahlrechtserweiterung ein Mäuslein geboren war. Ein Mäuschen, das sich in eine brüllende Maus verwandelte, als der Kennedy-Mord aus dem Vizepräsidenten Johnson den Präsidenten Johnson machte.

History als vollendete Story. Deren dritter Band ist dick wie *Vom Winde verweht*, aber viel spannender und tausendmal gehaltvoller. Auf so abgebrühte Heuchelei wie die der Südstaatensenatoren traf ich nirgends. Auf derart brutalen und zugleich juristisch verbrämten Umgang mit Minderheiten selten. Einem wie Lyndon B. Johnson, der sich über Notstände und Schandtaten ebenso wortreich wie sentimental entsetzt, um sie dann kaltschnäuzig zu nutzen, läßt sich allenfalls bei Shakespeare oder Balzac begegnen. Nur daß man es in *Master of the Senate* mit standesamtlich und protokollarisch registrierten Personen zu tun hat. Mit Nachbarn aus der Zeitgeschichte. Mit Namen, die Nachrichten waren und es lange bleiben werden.

Truman, Eisenhower, McCarthy, Eleanor Roosevelt, Nixon, Humphrey, Luther King, Fulbright und John F. Kennedy – sie alle und viele andere haben ihren Platz in der dritten Abteilung der Lyndon B. Johnson-Saga. Und deren Erzähler sorgt dafür, daß sie auch ihre erhellenden Geschichten in ihr haben. Lynch-Rassismus, Nepotismus, Mobster und Mobbing, Arschkriecherei, Rufmord, Freundesverrat, Größenwahn, Personenkult, Genialität und schiere Ferkelei – wer hierzu Anheimelndes lesen will, dem wird mit diesem Büchlein geholfen. Nicht zu helfen hingegen ist jemandem, der sich mit Politik, Macht, Recht, Reichtum, Armut, Prinzipien, Parteien, Parlamenten und beispielsweise den Vereinigten Staaten von Amerika befassen möchte und meint, diese aus dem Leben Lyndon B. Johnsons gewonnene Großraumunterweisung, die zugleich großartige Unterhaltung bietet, auslassen zu können.

Der Einwurf, Leute mit so eingekreisten Interessen seien der anspruchsvollen Biographie sicher sprachlich gewachsen, taugt im gegebenen Fall so wenig, wie er generell taugt. Was Caro mit der Lebensgeschichte eines Präsidenten und über sie hinaus liefert, ist Verfassungs-, Justiz-, Kriminal-, Presse-, Medien-, Parteien-, Gewerkschafts-, Kirchen- und Weißderteufelnochsonstwas-Geschichte und wird so dargeboten, daß ich zunehmend seufzte, als ich das Ende meiner Lektüre nahen sah. Und immer noch seufze, wenn ich an den begrenzten Leserkreis denke.

Wer ein weiteres Zeugnis meiner Betroffenheit will: Wo ich mir vorher kühn vorkam, wenn ich Chemiker mit dem Alchimisten-Auftrag versehen wähnte, Wasser in Öl zu verwandeln, ist mir seit Robert A. Caros Bericht über texanische Energiequellenbesitzer eine Forschung vorstellbar, die längst den Fall aller Fälle im Auge hat, in dem es gilt, aus Öl Wasser zu machen. Im letzten Gefecht aus dem letzten Tropfen Öl einen letzten Tropfen Wasser.

Literatur-Konkret 2003, S. 34

Michael Rudolf

Dissidentens

Claudia Rusch: Meine freie deutsche Jugend. S. Fischer, Frankfurt a. M., 160 Seiten, 14,90 Euro
Rezension

Vom Klappenfoto lächelt eine junge Matrone herab. Und auf Matrone reimt sich Patrone. Claudia Rusch (Jahrgang 1971) ist eher eine Granate: Sie wuchs nämlich im »Umfeld der DDR-Bürgerrechtsbewegung« auf, arbeitete sechs Jahre als MDR-Redakteurin und kann demzufolge auch nichts für sich behalten.

»Heines Verse sprachen« zu ihr »wie Romane«. »Der Sand kochte.« »Die eigentliche Ironie war das Timing.« »Die alte Dissonanz meiner Sehnsucht war Schnee von gestern.« »Es war wirklich ein wenig grenzwertig.« – Mit solchen 1A-Schenkelklopfern gelingt es der begabten Autorin, den einzigartigen Heldensound von Bärbel Bohley, Lutz Rathenow und Vera Lengsfeld authentisch zu perpetuieren. Ich meine, die tapferen Leut sprechen tatsächlich so. Freya Klier verriet neulich erst im Interview mit der linksalternativen Berliner »Tageszeitung«: »Ich möchte, daß die Menschen wach sind zueinander, hilfsbereit.« Die Claudia bringt das perfekt rüber in ihren Jugenderinnerungen: »Ich persönlich« meint sie, »Sinn/Unterschied macht« sie, »gigantisch« in den Superlativ steigert sie, sogar Egon Krenzens »Wende« exhumiert sie. Klasse! Die legendäre »Sippenhaft« kommt zu ihrem Recht, die Perlen »symbolischerweise« und »Supergau« kommen zum Einsatz, wo sie gebraucht werden. Eine Band namens »Duran-Duran« taucht auf. Und Berlin erhält den neuen Stadtbezirk »Mahrzahn« (sicher eine Anspielung, die wir Nichtwiderständler wieder nicht verstehen).

Die »Freiheit am Horizont« beschäftigte die Claudia, »ehrlich gesagt«, ziemlich oft und so. Wurde es ihr »als hundertprozentigem Produkt reformkommunistischer Ideen« in der Schule zu langweilig, las sie Christa Wolf. »Danke auch.« Und im Mathematik-Spezialferienlager sang sie den doofen Normalos »ganz tolle Lieder von Biermann« vor. Kein Wunder, daß ihr Widerstandshumor den zehnjährigen Klassenkameraden »cool« (Mehrfachnennung) und »glaubwürdig« vorkam. Yeah! Oder der hier: Seit die Freunde wissen, daß Mami ihre Stasi-Opferakte den Namen »Kröte« tragen tut, bekommt die Mami bei jeder Gelegenheit »Amphibien aus Holz und Keramik« geschenkt. Ist klar. Dissidentencomedy vom Feinsten. Auch wenn einem bei derlei »markant tragikomischen« (Verlagswerbung) Zwerchfellmassagen »das Lachen im Hals steckenbleibt«.

Okay, mich hätten ja mehr Interna interessiert, was sie bei Dissidentens den lieben, langen Tag trieben und mit wem und so. Auch der ganz alltägliche Widerstand pur. Im Kleinen. Oder die Kochkünste von Katja Havemann. Dem berühmten Komikexperten Wolfgang Hilbig muß es ähnlich ergangen sein. Auf die Umschlagbanderole hat er der Claudia gemalt: »Ich bitte Dich, schreib noch mehr von diesen Geschichten, schreib sie kiloweise, oder so lange, bis Dir die Luft ausgeht.« Schätze mal, da brauchen wir uns keine Sorgen zu machen. Zur Pointentante beim nächsten Bürgerrechtlerfasching wird s reichen.